

Band 1213 • 2,70 DM/1,98 €

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



**Comeback
des Grusel-Stars**

**BASTEI
ROMAN**



COMEBACK DES GRUSEL - STARS

Der Sonnenuntergang hatte den Himmel und die Hügel in blutrotes Licht getaucht. Trotz dieser romantischen Farbgebung wurde der kleine Ort nicht schöner. Er sah nach wie vor düster und abweisend aus, als hätten sich alle Sünder der Umgebung hier versammelt, um dem Teufel zu huldigen...

Das Wetter war in dieser Ecke auch nicht besonders. Frisch wehte der Wind, und ich ärgerte mich darüber, dass ich mich verspätet hatte. Aber mit den Geschicken des Verkehrs war eben kein Bund zu flechten, und so traf ich erst gegen Abend in Yerby ein.

Ein Kaff, das verlassen wirkte. An dem die Zeit irgendwie vorbeigegangen war. Der Wind enthielt den Geruch von Salz und Meer. Möwen und andere Seevögel segelten durch die Luft, aber das Meer selbst war noch nicht zu sehen. Es lag zu weit weg. Dafür führte ein Fjord tief und auch verzweigt in das Innere des Landes hinein.

Ich erreichte die Hauptstraße, die von kleinen Häusern flankiert war. Bauten aus Steinen. Dächer, die mit Schindeln oder auch Reet bedeckt waren. Fast jedes Haus sah aus, als wartete es nur auf eine Renovierung, aber umbauen und verschönern kostet Geld, und das fehlte den meisten Menschen hier.

Ich war allein unterwegs, um dem in der Nähe liegenden alten Kloster einen Besuch abzustatten. Es diente nicht mehr als Kloster. Man hatte es zu einem Altenheim umfunktioniert, in dem Ordensbrüder und Priester ihre letzten Jahre verbrachten.

Und dies unter der Obhut von Schwestern.

Der Rover tanzte langsam über den unebenen Belag hinweg.

Noch waren die Schatten der Dämmerung nicht über die Landschaft gefallen, und so lag das Bild klar und deutlich vor mir.

Es gab an dieser Straße kleine Geschäfte. Einen Metzger, einen Bäcker, einen Lebensmittelladen, ein Konfektionsgeschäft sah ich auch, als ich langsam an den Einmündungen schmaler Gassen entlangfuhr. Die dort stehenden Häuser sahen nicht besser aus, eher schlechter.

Ich suchte nach einem Hinweis auf das ehemalige Kloster.

Man hatte mir gesagt, dass ich durch Yerby fahren sollte.

Danach würde ich den Weg schon finden.

Überzeugt war ich davon nicht. Deshalb wollte ich auf Nummer sicher gehen und fragen.

Die Menschen hier in Yerby waren mir nicht sonderlich sympathisch. Man soll ja nicht nach dem Äußeren urteilen, aber die wenigen, die ich bisher gesehen hatte, schienen mir gegenüber feindlich eingestellt zu sein, denn so hatten sie mich und meinen Wagen angeschaut. Neben einem alten Brunnen in der Mitte des Ortes hielt ich an. Eine Wand mit einem verblichenen Plakat fiel mir auf. Das Bild zeigte eine Frau im Bikini, die für irgendeinen Südsee-Traum Reklame machte. Auf das Bild hatten irgendwelche Schmierer obszöne Texte geschrieben.

Ich verließ den Wagen. Offen wurde ich nicht angeschaut, aber ich konnte mir vorstellen, dass man mich aus Verstecken heraus beobachtete. Fenster und Öffnungen gab es in den Hauswänden genug.

Ich hatte vor, in einem der Geschäfte nachzufragen, aber das Glück kam mir zu Hilfe. Aus der Einmündung einer Gasse näherte sich ein junges Mädchen mit roten Haaren. Ich schätzte die Kleine auf gut vierzehn Jahre. Sie war mager, schon knochig, und die Kleidung umschlotterte ihren Körper. In der rechten Hand trug sie eine gefüllte Einkaufstasche, und sie schaute zu Boden, als sie ging. Der Wind fuhr in ihr struppiges Haar und spielte damit.

Ich baute mich so auf, dass sie mich sehen musste. Erst als sie dicht vor mir war, blieb sie stehen und hob den Kopf an, um mich anzuschauen.

In ihren Augen sah ich ein Flackern. So sah nach jemand aus, der unter Angstgefühlen litt. Vor mir brauchte sie keine Angst zu haben. Selbst mein Lächeln ließ diesen starren Ausdruck nicht aus ihrem Gesicht verschwinden.

„Hi“, sagte ich.

„Ja und?“

„Ich hätte mal eine Frage.“

„Sorry, ich weiß nichts.“

Sie hatte den Blick wieder gesenkt. Ich sah, dass sie an der Unterlippe nagte, und dann ging sie so schnell an mir vorbei, dass ich überrascht wurde.

Ich drehte mich um. Das Mädchen lief weg. Die gefüllte Einkaufstasche schwang dabei auf und nieder. Es lief quer über die Straße und verschwand in einer Lücke zwischen zwei Häusern. Über eine derartige Reaktion konnte ich nur den Kopf schütteln, denn damit hatte ich beim besten Willen nicht gerechnet.

Der Laden, in dem die Rothaarige eingekauft hatte, lag nur ein paar Schritte entfernt. Hier gab es Lebensmittel, zumeist Konserven, denn diese Dosen waren im Schaufenster zu sehen.

Ich brauchte nur wenige Schritte, um die Tür zu erreichen, die ich öffnete und über mir ein Bimmeln hörte. Hinter der Ladentheke stand ein Mann, der alles beobachtet hatte. Als ich seinen Laden betrat, setzte er sich blitzschnell in Bewegung und kam mit kurzen Trippelschritten auf mich zu. Er war ziemlich klein, und seine Gesichtshaut war rosig. Bekleidet war er mit einem recht schmutzigen weißen Kittel.

Ich kam erst gar nicht zu Wort, denn er begrüßte mich mit den unfreundlichen Worten: „Wir haben schon geschlossen.“

„Seit wann?“

„Seit jetzt.“ Aus der Kitteltasche holte er ein Schlüsselbund und klimperte damit.

„Kann ich verstehen, Mister, aber ich möchte nichts kaufen, wenn Sie verstehen.“

„Was wollen Sie dann?“

„Eine Antwort.“

„Ich beantworte keine Fragen!“

Na ja, man kann sich die Menschen nicht aussuchen, mit denen man zu tun hat, aber in diesem Fall fand ich sein Verhalten schon übertrieben. Ich hatte dem Mann nichts getan, und trotzdem wurde ich verdammt unfreundlich angeschaut.

Jetzt fiel mir auch der Geruch auf, der hier im Laden fest hing.

Es roch säuerlich, als wäre irgendwo Essig ausgekippt worden.

„Sie können mich doch anhören, Mister“, versuchte ich es noch mal.

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Sie sollen verschwinden. Ich bin nicht hier, um Ihnen Fragen zu beantworten. Wir wollen unsere Ruhe haben, verstehen Sie. Und jetzt hauen Sie endlich ab.“ Er unterstrich seine Worte mit einigen heftigen Handbewegung. Als ich noch nicht reagierte, fasste er mich an und drehte mich um. „Gehen Sie schon, gehen Sie...“

Ich verhielt mich noch friedlich, auch wenn ich allmählich vor Zorn zu kochen begann. Erst hatte sich das Mädchen so seltsam benommen, jetzt war es der Lebensmittelhändler. Ich kam mir schon fast vor wie ein Aussätziger.

An der Tür versuchte ich es noch einmal und stemmte mich gegen seinen Griff. „Ich möchte nur von Ihnen wissen, wie ich zu diesem Altersheim komme. Sie verstehen, Sie...“

„Nein, ich verstehe nichts!“

Wieder bimmelte es über der Tür, als der Mann sie öffnete und mich nach draußen schob. Ich überging die Treppenstufe.

Hinter mir knallte die Tür zu. Ich hörte, wie ein Schlüssel im Schloss gedreht wurde.

Schon bei der Ankunft in Yerby hatte ich den Eindruck gehabt, dass hier etwas nicht stimmte. Dieses Bild verfestigte sich immer stärker, und ich musste jetzt sehen, dass sich in der kurzen Zeit, in der ich mich im Laden befunden hatte, hier draußen etwas verändert hatte. Ich war der Fremdkörper in einer kleinen geschlossenen Welt oder Gemeinschaft, und diese wollte plötzlich ihre Stärke demonstrieren. Sie tat es in Form einiger noch junger Männer - zum Teil Jugendliche -, die meinen Wagen umstellt hatten. Schon beim ersten Hinsehen spürte ich ihre Feindseligkeit. Sie strahlte mir irgendwie entgegen. Auf den Gesichtern sah ich kaum ein Lächeln. Und wenn, dann wirkte es verdammt hinterlistig.

Mochte der Ort noch so alt sein, aber als junger Mensch wusste man schon, wie man sich zu kleiden hatte. Die Klamotten hätten auch in die Großstadt gepasst. Es gab keinen, der nicht die Hosen trug, deren Stoff sich an den Beinen wie eine Ziehharmonika zusammenzog. Turnschuhe an den Füßen, Sweatshirts mit nicht eben sanften Aufdrucken, böse Blicke.

Ich versuchte es mit einem Lächeln, aber das wurde nicht erwidert. Die fünf Typen hatten einen Kreis um meinen Wagen geschlossen. Einer von ihnen - es war der Größte - lehnte provozierend an der Fahrertür. Die Arme hielt er vor der Brust verschränkt. Er war ziemlich kräftig und hatte weißblondes Stoppelhaar. Die Augen über der knubbligen Nase wirkten wie zwei kalte Steine.

„Dürfte ich wohl darum bitten, jetzt in meinen Wagen steigen zu dürfen?“, fragte ich höflich.

„Nein!“

Mit der Antwort hatte ich gerechnet. „Und warum nicht?“

„Du hast unseren Frieden gestört, Mister.“

„Aha. Was habe ich denn getan?“

„Dumme Fragen gestellt.“

Ich lachte kurz und scharf. „Da seid ihr auf dem Holzweg. Ich habe noch keine Frage gestellt. Ich hätte gern Erkundigungen eingezogen, aber dazu ist es leider nicht gekommen. Du hast mich auf eine Idee gebracht. Vielleicht könnt ihr mir helfen, denn ich möchte zum Kloster hin. Das ist alles.“

„Fahr wieder zurück!“

Das war deutlich. Nur dachte ich nicht im Traum daran, dieser Aufforderung Folge zu leisten. „Weshalb sollte ich das tun?“

„Weil wir es so wollen!“

„Ja, das verstehe ich. Ich möchte dich allerdings fragen, warum ich dem Altenheim keinen Besuch abstatten soll. Habt ihr etwas zu verbergen?“

„Das geht dich nichts an.“

„Also doch!“

Der Knabe holte tief Luft. Er bewegte dabei seine Augen und war zufrieden, als er sah, wie seine vier Kumpane den Kreis enger zogen. Es roch nach einer Auseinandersetzung. Ich hatte keine Lust, mich hier auf der Straße zu schlagen und den Leuten einen Schaukampf zu bieten, aber es lief alles darauf hin, dass es keine andere Möglichkeit gab. Das roch hier nach Provokation. Man wollte ein Exempel statuieren, und da war ich der Richtige.

Ob es nun mit meiner Person oder dem Kloster zusammenhing, wusste ich nicht, aber das war mir in diesem Fall auch gleichgültig. Ich merkte nur, wie meine Wut allmählich immer stärker wurde. Trotzdem sagte ich mit leiser Stimme: „Ich werde fahren!“

„Versuch es!“

Der Bursche hatte seine Haltung noch immer nicht verändert.

Bis jetzt jedenfalls. Nun löste er die Arme von der Brust und ließ sie langsam sinken. Auf seinem Gesicht erschien ein Ausdruck, der mir sagte, dass es mit seinem Spaß vorbei war.

Jetzt würde es zur Sache gehen, und darauf freute er sich.

Rechts neben mir hörte ich plötzlich ein Klicken. Ich warf einen schnellen Blick in die Richtung. Einer der Kerle hatte ein Schnappmesser gezogen und es ausfahren lassen.

Nicht eben die feine englische Art. Der Geruch nach Gewalt nahm zu. Es war auch niemand in der Nähe, der mir zu Hilfe gekommen wäre. Ich wurde gesehen. Schräg gegenüber befand sich eine Kneipe. Vor der Tür standen einige Gäste beisammen und schauten zu uns rüber.

„Steck das Messer lieber weg!“, warnte ich den Kerl.

Er lachte nur.

Und dann erhielt ich den Stoß. Die beiden Hände hatten mich an der Brust erwischt, als ich abgelenkt worden war. Zwar hatte ich mich innerlich auf eine Auseinandersetzung eingestellt, aber diesen heftigen Aufprall konnte ich nicht ausgleichen.

Ich musste zurück und kämpfte mit dem Gleichgewicht, das ich nicht mehr halten konnte.

Fast wie im Zeitlupentempo fiel ich auf den Boden und saß im Staub der Straße.

Gelächter hallte mir entgegen. Ich wusste, dass sie sich mit der ersten Aktion nicht zufrieden geben würden. Sie wollten mir zeigen, wer hier das Sagen hatte. Die alten Wildwest- Methoden gehörten leider nicht der Vergangenheit an.

„Gut, nicht?“ Der kantige Anführer stieß sich vom Rover ab.

Er ging auf mich zu. „Aber das war erst das Vorspiel. Wer hierher kommt, muss wissen, worauf er sich einlässt. Yerby ist nichts für Fremde. Das wirst du bald sehen.“

Ich verstand die Gründe nicht. Doch ich wollte darüber nicht nachdenken. Ich hatte nämlich keine Lust, mich hier zusammenschlagen zu lassen.

Den Anführer ließ ich noch einen Schritt weit kommen. Ich wartete darauf, dass er sein Bein hob, um zuzutreten, denn so etwas sieht man ja immer in Filmen, und genau das trat auch ein. Er wollte es hart machen, er wollte bei den anderen Punkte sammeln. Er hob das Bein an, und da war ich schneller.

Plötzlich spürte er die Klammer aus zwei Händen um seinen rechten Knöchel. Ich hörte ihn schreien, dann vernahm ich einen Fluch, und als ich das Bein drehte, sah es lächerlich aus, wie der Knabe die Bewegung mitmachte.

Zugleich riss ich das Bein nach hinten. Der Anführer kippte in die entgegengesetzte Richtung nach vorn. Er hatte dabei das Pech, zu nahe am Rover zu sein, denn gegen dessen Dachkante schlug er mit dem Gesicht.

Wir alle hörten den dumpfen Aufprall und dann den erstickt klingenden Schrei. Ich hatte den Fuß längst losgelassen und war mit einem schnellen Sprung auf die Beine gesprungen. Der Sprecher rutschte langsam zu Boden. Beim Aufschlag hatte er sich im Gesicht verletzt. Auf dem Dach sah ich Blutspuren.

Der Typ ging in die Knie. Er presste dabei eine Hand gegen Nase und Mund. Dennoch sickerte Blut unter seinen Fingern hervor. In den weit geöffneten und noch starrer gewordenen Augen mischten sich als Ausdruck Hass und Angst zusammen.

Ich ging mit drei schnellen Schritten zurück, um die anderen im Auge zu behalten. „Okay, ihr habt euren Spaß gehabt, ich den meinen. Und jetzt haut ab. Ich will endlich in meinen Wagen steigen und euer Kaff hier verlassen.“

Sie sagten nichts. Zumindest nicht in den ersten Sekunden.

Wahrscheinlich hatte ich sie durch meine Reaktion geschockt.

Das blieb nicht so, denn der Typ, der das Messer schon gezogen hatte, stieß einen Fluch aus und kam auf mich zu.

Ich erkannte, dass er zustechen würde. Zudem hetzte man ihn noch auf. „Ja, mach ihn fertig! Schneide ihm die Kehle durch!“

Es reichte mir. Genau einen Schritt weit kam der Bursche mit seinem Messer, dann blieb er plötzlich stehen wie vor eine Wand gelaufen, denn er schaute in die Mündung meiner Beretta.

„Ich brauche euch doch nicht zu sagen, dass eine Kugel schneller ist als ein Messer - oder?“

Sie reagierten nicht. Die Lage hatte sich verändert. Jetzt war ich am Drücker, und ich stand auch so günstig, dass ich sie im Blick hatte.

„Weg mit dem Messer! Lass es fallen!“

Der junge Mann zögerte noch. Er blickte seine Freunde an, die ihm nicht helfen konnten. Der Anführer hatte genug mit sich selbst zu tun. Er lag halb über der Motorhaube und hielt eine Hand gegen sein blutendes Gesicht gepresst.

„Also?“

Das Messer fiel auf die Straße.

„Sehr gut. Und jetzt will ich, dass ihr verschwindet. Haut ab, aber schnell. Nur du bleibst.“ Damit meinte ich den Messerhelden, der sichtlich nach meinem Befehl zusammenschrak und wieder durch Blickkontakt Hilfe suchte, jedoch keine bekam.

„Na los! Weg mit euch!“ Ich hatte meinen Ton verschärft.

Genau das verstanden sie. Die jungen Männer rotteten sich zusammen. Zwei packten ihren Anführer und führten ihn weg.

Sie gingen quer über die Straße. Ihr Ziel schien die Kneipe auf der gegenüberliegenden Seite zu sein, vor der noch immer die Gaffer standen.

Einer blieb zurück. Ich schaute ihn mir genauer an. Die 20 hatte er noch nicht erreicht. Er war kleiner als ich, aber sehr kräftig. Er trug eine dunkle Wollmütze. So dunkel wie sein T-Shirt.

Ich las die Aufschrift vorn auf dem Kleidungsstück, die in blutroten Buchstaben geschrieben worden war.

ICH BIN DER HORROR Nun ja, das hatte sich etwas geändert. Vielleicht hatte er das gern sein wollen, nur war er bei mir an den Falschen geraten, und auch jetzt hatte er seine Sicherheit nicht wiedergefunden.

Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte, und ich ließ ihn noch einige Sekunden zappeln. Dann fragte ich: „Empfangt ihr jeden Fremden so?“

„Durch Yerby fährt man durch!“

„Das hatte ich auch vor. Nur ließ man mich nicht. Ich scheine etwas an mir zu haben, das euch stört. Ist egal. Jetzt sind wir unter uns, mein Freund. Wie heißt du denn?“

„Curly“, presste er hervor.

„Okay, Curly, läuft ja alles bestens. Jetzt möchte ich von dir gern wissen, wie ich das Kloster erreiche. Wie mir bekannt ist, liegt es nicht weit von hier entfernt.“

„Möglich.“

„Sehr gut. Und warum war man hier so freundlich zu mir und hat mir den Weg nicht beschreiben wollen?“

Curly senkte den Kopf. „Das weiß ich nicht.“

„Ich hasse Lügner, mein Freund!“

„Scheiße, ich habe keine Ahnung.“

„Aber du weißt, wo es ist?“

„Ja.“

„Wir könnten gemeinsam hinfahren!“

Nach diesem harmlos klingenden Vorschlag zuckte er zusammen, als hätte ich ihm eine schlimme Nachricht überbracht.

„Nein, nein, da will ich nicht hin. Da will keiner hin. Jeder macht einen Umweg.“

„Und was ist an diesem Heim so schlimm?“

„Man geht da nicht hin. Und man verlässt es nur im Sarg. Es ist eine Hölle. Da lebt das Böse!“

„Wer sagt das denn?“

„Alle hier.“

„Sorry, aber das kann ich mir kaum vorstellen. So viel mir bekannt ist, leben alte Priester und Kirchenleute hinter den Mauern. Sie werden von Frauen oder Nonnen betreut. Da hat doch das Böse keine Chance, denke ich.“

„Die anderen sagen es aber!“ Curly knetete unruhig seine Hände.
„Und ich glaube ihnen. Wir alle glauben ihnen.“

„Wer sind denn die anderen?“

„Die Leute hier im Dorf.“

„Gibt es einen, der besser darüber Bescheid weiß?“

„Kann sein.“

„Wie heißt er?“

„Sie wissen alle Bescheid. Keiner von uns geht hin. Es ist eine Geburtsstätte des Bösen.“

„Ich kann mir kaum vorstellen, dass die alten Kirchenleute das

zulassen werden.“

„Kirchenleute?“, höhnte er.

„Ja.“

Plötzlich fuhr er herum und rannte davon. Er wusste genau, dass ich ihm keine Kugel in den Rücken schießen würde. Nur lief Curly nicht auf die Kneipe zu, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Schnell war er in einer Gasse verschwunden.

Ich blieb allein zurück und wusste nicht, was ich von den Ausführungen halten sollte. Waren es nur Hirngespinnste oder stimmte die Geschichte tatsächlich? Ich bückte mich, hob das Messer auf, ließ die Klinge wieder verschwinden und steckte die Stichwaffe dann ein. Auch wenn er mich noch so gewarnt hatte, ich würde mich von meinem Weg nicht abhalten lassen. Die Fahrt in den Westen der Insel wollte ich nicht grundlos gemacht haben. Jetzt ärgerte ich mich schon ein wenig darüber, dass Suko in London geblieben war, denn das hier roch nach Gewalt.

Ich hatte auf einen Anruf meines alten Freundes Father Ignatius reagiert, der jetzt in Rom lebte und Anführer der Weißen Macht war. Diese Verbindung konnte man als Geheimdienst ansehen, der für den Vatikan arbeitete.

Ignatius war zu Ohren bekommen, dass Menschen dabei waren, etwas Böses zu beschwören. Es zurückzuholen.

Verbindungen mit dem Teufel einzugehen. Mehr darüber hätte man mir in diesem Heim für Priester sagen können, das einfach nur REST HOUSE hieß. Ruhehaus, bis die Menschen dort gestorben waren.

Das war nichts Außergewöhnliches. Die Kirchen unterhielten ihre eigenen Altersheime, in denen zumeist Nonnen die Menschen pflegten.

Ich war wirklich voller Optimismus in London losgefahren, um mir die Antworten zu holen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass ich diese Schwierigkeiten bekommen würde.

Etwas stimmte nicht. Die Warnungen waren nicht nur einfach dahingesagt worden. Ich stellte mir sehr wohl vor, dass sich hier etwas zusammenbraute, aber ich wusste noch zu wenig.

Wäre es vernünftiger gewesen, in den Wagen zu steigen und zu diesem ehemaligen Kloster zu fahren? Sicherlich. Doch das tat ich nicht. Das Kloster lief mir nicht weg. Ich wollte zuvor noch mehr darüber erfahren. Ein kommunikatives Zentrum in einem Ort ist zumeist die Kneipe, die es auch hier gab.

Die Sonne war noch tiefer gesunken. Im Westen hatte sie den Himmel in einen riesigen Backofen mit offener Klappe verwandelt. Die letzten roten Strahlen glitten noch über Yerby hinweg, und ich hatte den Eindruck, in eine mit Blut übergossene Welt zu gehen...

Die Gaffer vor der Kneipe hatten sich wieder zurückgezogen, aber sie waren nicht in die Häuser gegangen, sondern hielten sich im Lokal selbst auf. Als ich die Tür aufdrückte und die Kneipe betrat, verstummten von einem Moment zum anderen die Gespräche. Alle Köpfe drehten sich in meine Richtung.

Große Erklärungen brauchte ich nicht abzugeben. Sie hatten mich alle erlebt, und ich ging schweigend auf die breite Theke zu, hinter der ein Wirt stand, vor dessen Bauch eine dunkle Lederschürze gebunden war. Ansonsten trug er ein weißes Hemd, und auf seinem Kopf kräuselten sich braune Locken.

Um mir einen etwas genaueren Überblick zu schaffen, drehte ich der Theke den Rücken zu und drückte die Ellenbogen der angewinkelten Arme auf den Handlauf.

Die meisten Gäste saßen an den Tischen. Es gab nur drei Männer, die an der Theke standen, aber sie hielten zu mir großen Abstand, als hätte ich eine ansteckende Krankheit.

Hier hielten sich keine jungen Leute auf, denn das war einfach nicht ihre Welt. Die Gäste zählten alle zu den gestandenen Männern, aber ich konnte nicht behaupten, dass sie mich sehr freundlich anblickten.

Nur der Wirt sprach mich an. „Wollen Sie was zu trinken haben?“

„Mineralwasser.“

„Gut.“

„Ich trinke aus der Flasche.“

Der Wirt zuckte mit den Schultern, bückte sich und holte aus der Kühlung das Gewünschte hervor. Er öffnete die Flasche und stellte sie auf die Theke. Ich trank den ersten Schluck. Er tat meiner ausgetrockneten Kehle gut.

Die Kneipe hier war nicht jedermanns Geschmack. Von innen wirkte sie ebenso alt wie das Haus von außen. Die Balken unter der vom Tabak braungelb gewordenen Decke zeigten eine schmutzige Farbe. An einigen Stellen schimmerten sogar Spinnweben im trüben Licht der Hängelampen.

Nachdem ich den dritten Schluck getrunken und mich keiner angesprochen hatte, ergriff ich das Wort. „Ich will Ihnen hier keine Vorwürfe machen, aber einen derartigen Empfang habe ich noch nie erlebt. Das ist wirklich außergewöhnlich gewesen. Nichts gegen den Nachwuchs, aber er braucht dem in den großen Städten nicht unbedingt nachzueifern. Sie wissen, wovon ich rede.“

Keiner sagte etwas.

Ich lachte in die Kneipe hinein. Die Männer saßen wie lebensgroße Puppen auf ihren Plätzen. Manche schauten mich an. Andere wiederum hielten die Blicke gesenkt, als wäre es ihnen peinlich, mir ins Gesicht zu sehen.

„Deshalb meine Frage. Warum wollte man mich hier fertig machen und vertreiben?“

Wieder keine Antwort. Lippen wurden zusammengepresst.

Zwei Männer nahmen ihre Biergläser und tranken. Es war auch still geworden, bis auf das scharfe Atmen, das hin und wieder diese ungewöhnliche Stille unterbrach. Das war keine Kneipe mehr, die Atmosphäre glich schon mehr der in einem Totenhaus.

Bis ich hinter meinem Rücken ein Räuspern hörte. Es zwang mich, den Kopf zu drehen, und ich schaute direkt in das Gesicht des Wirts hinein. Er traute sich, mir eine Antwort zu geben.

„Yerby ist kein guter Ort für Fremde, Mister. Das müssen Sie einsehen.“

Ich verzog den Mund. „Ohne Grund?“

„Sie würden ihn nicht verstehen.“

„Vielleicht doch.“

Der Mann hatte sich durch seine Worte selbst in Beweisnot gebracht. Er druckste jetzt herum und sagte schließlich. „Das ist nicht immer so gewesen.“

„Ist schon ein Vorteil. Seit wann reagieren Sie hier in Yerby so seltsam?“

„Kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Können Sie nicht oder wollen Sie nicht?“

Der Wirt hatte die Hände zu Fäusten geballt und auf die Theke gelegt. „Es ist nicht einfach, wissen Sie. Es hat sich zu viel verändert hier. Für Fremde ist es nicht gut. Wir wollen unter uns bleiben, das müssen Sie akzeptieren.“

„Gern, Mister. Allerdings möchte ich die Gründe erfahren. Ich habe irgendwie ein Recht darauf. Was hätten Sie denn getan, wenn Sie angegriffen worden wären?“

„Darüber habe ich nicht nachgedacht.“

„Das kann ich sogar verstehen. Aber ich habe keinem Menschen hier etwas getan. Ich erkenne kein Motiv für dieses aggressive Verhalten. Das alles geschah ohne Vorwarnung. Es schlug urplötzlich zu. Auch der Händler zeigte sich mir gegenüber verstockt. Da muss es doch Gründe geben, verdammt.“

Der Wirt verdrehte die Augen und schaute dabei gegen die Decke, als gäbe es dort die Antwort zu lesen.

„Sie wissen es!“

„Es hat sich vieles verändert.“ Er rieb sich über die rechte Wange. „Etwas ist auf uns zugekommen. Wir wissen es selbst nicht. Manche sprechen von einer anderen und bösen Macht. Wir haben in den Nächten das fahle Licht gesehen. Wir haben auch die Schreie gehört und das Lachen, als hätten sich die Diener mit ihrem Herrn, dem Teufel,

getroffen. Das alles mussten wir erleben, und wir konnten es uns nicht erklären.“

Er holte tief Luft und fragte die anderen Gäste. „Das ist doch so - oder?“

Alle stimmten ihm zu. Die meisten nickten, die anderen flüsterten ihre Antworten. Viel schlauer war ich trotzdem nicht geworden.

„Dann haben Sie sich früher nicht so verhalten?“, fragte ich.

„Nein.“

„Es ist etwas in Sie gekommen?“

Der Wirt bewegte den Kopf nach links und nach rechts. „Ihre Fragen können schon zu einer Qual werden. Ich kann es Ihnen nicht sagen, Mister.“

„Mein Name ist übrigens John Sinclair.“

„Ja, gut. Auch jetzt können Sie von mir keine andere Antwort bekommen. Wir wissen es nicht. Wir sind verändert worden. Wir wollen unter uns bleiben und keine Fremden haben.“

„Dann haben Sie etwas zu verbergen“, stellte ich fest.

„Nein, nein, das haben wir nicht. Wir sind auch keine Kriminellen.“

Er senkte die Stimme. „Wir haben nur Angst, das ist es. Und wir wissen nicht mal genau, wovor wir Angst haben. Es gibt ja keinen offenen Grund. Es ist nichts zu sehen, was uns hätte Angst einjagen können, aber das Gefühl ist vorhanden. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen, Mr. Sinclair.“

„Nichts passiert ohne Grund“, sagte ich. „Auch für Ihre Angst muss es einen Grund gegeben haben.“

„Ja, das fahle Licht. Die böse Macht. Licht in der Nacht, aber nicht von Sternen. Es war anders und künstlich. Zugleich verdammt unheimlich.“

„Standen diese Veränderungen möglicherweise in einem Zusammenhang mit dem Rest House?“

Der Wirt schwieg. Er nagte an seiner Unterlippe. Ich sah den Schweiß auf seiner Stirn.

„Ja oder nein?“

„Wir denken es.“

„Das ist doch schon mal von Vorteil. Aber denken heißt nicht wissen, und ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass die Priester dort etwas Böses im Schilde führen. Meiner Ansicht nach wollen sie nur ihren Frieden haben, um in Ruhe sterben zu können. Das jedenfalls habe ich gehört.“

Wieder zeigte sich der Wirt verstockt. Er wischte mit dem Tuch über seine Stirn, und auch seine Gäste schwiegen.

In mir verstärkte sich immer mehr das Gefühl, dass mit diesem Rest House etwas nicht stimmte. Am liebsten hätte ich Father Ignatius

danach gefragt, aber das war jetzt nicht der richtige Ort und Zeitpunkt. Ich glaubte dem Wirt durchaus, dass hier etwas Unheimliches und Unerklärliches vorgefallen war und er nicht in der Lage war, sich konkret auszudrücken.

„Wir leiden“, sagte er schließlich, als er das Tuch zusammen mit seiner Hand sinken ließ.

„Das nehme ich Ihnen sogar ab. Aber Sie wollen mir doch nicht weismachen, dass Sie unter den frommen Männern leiden, die dort die letzten Jahre ihres Lebens verbringen?“

„Fromme Männer?“

„Ja.“

Da lachte er und schüttelte den Kopf. „Keiner von uns weiß wirklich, ob sich dort fromme Männer zusammengetan haben. Ich glaube es einfach nicht, dass sie nur fromm sind. Nein, nein, so denken auch andere Menschen hier im Ort.“

„Gut“, sagte ich, „was sind sie dann?“

„Anders.“

„Wie anders?“

Der Wirt senkte den Kopf und schaute auf seine Füße, die ich nicht sah. „Es gibt Gerüchte“, flüsterte er dann, „sehr böse sogar. Und keiner von uns weiß, ob es sich dabei tatsächlich nur um Gerüchte handelt.“

„Sie denken an Tatsachen?“

„Ja.“

„Und was beinhalten sie?“

Wieder schwieg der Wirt. Das Schweigen dauerte recht lange.

Einer der Männer an den Tischen war es leid. Er trat heftig mit dem rechten Fuß auf. „Sag ihm schon die Wahrheit, Kirk. Los, du hast so viel gesagt, dann kann er das andere auch wissen.“

Kirk regte sich auf. „Aber ich weiß nicht mal, ob es stimmt, verdammt!“

„Sag es ihm trotzdem.“

Der Wirt quälte sich. Er zögerte noch, mit der Wahrheit oder den Gerüchten herauszurücken, aber er gab nach, als auch andere Männer ihn aufforderten, damit herauszurücken.

„Gut, Mr. Sinclair. Ich weiß nicht, wer Sie sind und weshalb Sie hergekommen sind. Ich lasse mich auch nicht festnageln.“

Wieder atmete er schwer.

„Sie brauchen sich um mich keine Sorgen zu machen. Ich bin hier nicht aus Zufall erschienen.“

„Sind Sie von der offiziellen Kirche?“

„Nein.“

Er blickte mir noch kurz ins Gesicht. Die Aufregung war ihm anzusehen. Dann entschied er sich endlich, mit der Wahrheit

herauszurücken. „Keiner von uns hier glaubt, dass das Rest House ein Ruhesitz für alte Geistliche ist, die dort gepflegt werden. Das ist etwas anderes.“

„Was denn?“

„Es hat schon mit den Kirchenmännern zu tun“, fuhr Kirk fort. „Nur sind es unserer Meinung diejenigen, die die Kirche nicht mehr haben wollte. Die sich irgendwie etwas haben zuschulden kommen lassen und deshalb ausgestoßen wurden.“

„Das glauben Sie?“

„Ja.“

„Aber Sie sind sich nicht sicher?“

„Nein, das ist keiner hier.“

„Wie kommen Sie darauf?“

Wieder blickte Kirk gegen die Decke und verdrehte dabei die Augen. „Es ist alles komisch. Wenn jemand von uns den einen oder anderen gesehen hat, dann kam er ihnen gar nicht so alt vor. Sie liefen auch nicht herum wie normale Priester. Zwar waren sie in Kutten gehüllt, aber trotzdem wirkten sie anders. Sie konnten Angst verbreiten, und in manchen Nächten haben wir auch Schreie gehört, die vom Kloster her durch die Stille klangen. Unsere Frauen haben noch größere Angst vor ihnen. Sie behaupten, dass die Männer dort dem Teufel dienen und sich nur einen Mantel umgehängt haben.“

Kirk war froh, sich eine Last von der Seele geredet zu haben.

Er wirkte erleichtert, griff zur Flasche und schenkte sich einen doppelten Gin ein.

Diesmal war auch ich sprachlos. Ich starrte vor mich hin, überlegte und versuchte, eine gewisse Ruhe in meine Gedanken zu bekommen. Was ich hier erlebt und gehört hatte, ging völlig an dem vorbei, auf das ich mich eingestellt hatte.

Okay, Ignatius hatte mich schon gewarnt. Er hatte vom Bösen gesprochen, mir jedoch mit keinen Beweisen dienen können.

Kirk ebenfalls nicht. Bewiesen war nichts. Es gab nur Gerüchte, die Schreie, auch das andere Licht.

Und es gab die Veränderung bei den Menschen. Nicht äußerlich, sondern im Innern. Sie verhielten sich anders. Sie waren zu einer verschworenen Gemeinschaft geworden, die sich gegen alles Fremde stemmte, was in ihre Nähe kam. Dabei konnte ich ihnen nicht mal einen Vorwurf machen. Wenn es tatsächlich ein Angriff des Bösen war, dann wären die meisten Menschen einfach zu schwach, um dies zu stoppen.

„Jetzt wissen Sie alles.“

„Ja, und dafür bedanke ich mich.“

„Was denken Sie denn?“, rief mir einer der Gäste zu. „Sie müssen doch eine Meinung haben.“

„Keine Sorge, Mister, die habe ich. Ich denke, dass Ihnen keine Schuld anzulasten ist. Sollte die Hölle wirklich ihre Tore geöffnet haben, dann sind es eben die Menschen, die dem Tribut zollen müssen, weil sie dieser Überfall meist unvorbereitet erwischt. So und nicht anders sehe ich die Dinge.“

Die Gäste schauten sich an. Mit meiner Reaktion hatten sie wohl nicht gerechnet, aber es war der Wirt, der sich an die nächste Frage herantraute.

„Wollen Sie das Rest House noch immer besuchen, Mr. Sinclair?“

„Das hatte ich vor.“

„Und Sie fürchten sich nicht? Sie selbst haben doch von der Hölle gesprochen, wenn mich nicht alles täuscht. Sie sind ein Mensch, und die Hölle ist...“

„Langsam, langsam.“ Ich winkte ab und trank die Flasche leer. „Noch ist nichts bewiesen. Wir haben es bisher lediglich mit Gerüchten zu tun, denke ich.“

„Das sehen wir hier anders.“

„Mag alles sein. Nur dürfen Sie nicht vergessen, in welcher Funktion ich zu Ihnen gekommen bin. Ich will dem Rest House einen Besuch abstatten. Ich hätte es gern noch im Hellen getan, aber das ist leider nicht möglich. Als Autofahrer muss man immer wieder mit Aufenthalt rechnen.“

„Darf ich fragen, was Sie dort wollen?“

Ich hob die Schultern. „Eigentlich nicht. Aber ich hätte trotzdem noch eine Frage. Wissen Sie, wer dieses Heim leitet? Gibt es einen Chef oder eine Chefin?“

Mit dieser Frage hatte ich die Gäste überfordert. Sie schauten sich gegenseitig an, zuckten die Achseln oder schüttelten den Kopf. So genau waren sie nicht informiert, was ich schade fand.

„Es hat sich ja niemand hingetraut“, sagte Kirk. „Wir haben die Insassen auch nur von weitem zu Gesicht bekommen und uns unsere Gedanken gemacht. Niemand hat je einen Bewohner von Yerby eingeladen. Die wollten alle unter sich bleiben. Ich fand das ungewöhnlich, aber wenn sie sich mit schlimmen Dingen beschäftigen, hat das schon seine Berechtigung, finde ich.“

„Da stimme ich Ihnen zu, Mister.“

Für mich stand fest, dass ich hier nichts mehr erfahren konnte.

Das Rest House oder das Kloster war meine nächste Anlaufstelle. Und darauf war ich mehr als gespannt.

„Was habe ich zu zahlen?“

„Nichts, Sir. Das geht zu meinen Lasten. Sehen Sie es als eine kleine Wiedergutmachung an.“

„Danke. Ach ja“, sagte ich und sprach in den Raum hinein.

„Sie sollten Ihre Söhne oder Enkel besser im Zaum halten. Es kann sein, dass sie mal an den Falschen geraten, der nicht so friedlich ist wie ich. Es war nur ein kleiner Ratschlag. Dann wünsche ich Ihnen weiterhin einen netten Abend.“

Den würden sie kaum haben. Mein Besuch hatte sie einfach zu stark aufgewühlt. Sie würden in der Gaststätte bleiben und diskutieren.

Als ich wieder im Freien stand, war ich froh, die frische Luft einatmen zu können. Von den jugendlichen Schlägern sah ich keinen mehr. Nur der Blutfleck auf dem Autodach erinnerte daran, was hier geschehen war...

Ich war wieder in den Rover gestiegen, saß hinter dem Lenkrad und fuhr noch nicht ab, weil ich mir gewisse Dinge noch durch den Kopf gehen lassen wollte.

Mittlerweile war die Dämmerung in Dunkelheit übergegangen, und die Landschaft wirkte verändert.

Über die Welt war ein dunkles Tuch gespannt worden, das allerdings einige Löcher aufwies. Lichter schimmerten an den Fenstern. Ein paar Laternen gaben ihren Schein ebenfalls, und dass es nicht völlig dunkel wurde, dafür sorgte auch der volle Mond am Himmel, der allerdings schon eine leichte Beule bekommen hatte und dabei war abzunehmen.

Vor mir lag eine leere Straße. Es war weder ein Auto unterwegs noch ein Roller oder Fahrrad. Menschen sah ich auch nicht. Es kam mir vor, als hätten sie sich bewusst in ihre Häuser und Wohnungen zurückgezogen.

Ich hatte noch keine Beweise erhalten, doch es stand für mich fest, dass Father Ignatius etwas untertrieben hatte, als er mich darum gebeten hatte, nach dem Rechten zu sehen. Die Menschen wussten zwar auch nichts Konkretes, doch wenn ich alles addierte, was ich erfahren hatte, dann konnte ich dem Rest House kein gutes Zeugnis ausstellen. Ich war gespannt, was ich dort vorfand, wollte allerdings noch etwas mehr darüber wissen.

Über mein Handy versuchte ich, Kontakt mit Father Ignatius zu bekommen. Seine Nummer hatte ich unter anderen auch eingespeichert, und ich hoffte, dass er sich meldete.

Zumindest ging der Ruf durch, was mich schon mal aufatmen ließ. Dann hörte ich eine Stimme, die Italienisch sprach. So schnell, dass ich nichts verstand.

„Moment“, sagte ich. „Versuchen wir es mal mit Englisch.“

„Ja, ich höre.“

„Mein Name ist John Sinclair. Wäre es möglich, dass Sie mich mit Father Ignatius verbinden?“

„Nein, das geht nicht.“

„Mit wem spreche ich eigentlich?“

Ich hörte einen Namen, der mir nichts sagte. Die Erklärung folgte wenig später.

„Sie sind mit dem Sekretariat verbunden.“

„Danke, aber das bringt mir nichts. Ich möchte gern mit Father Ignatius reden.“

„Tut mir Leid. Er ist nicht im Haus. Father Ignatius befindet sich in einer wichtigen Besprechung. Es geht um die nächste Papstreise, die etwas brisant ist. Sie muss gut vorbereitet werden. Zu diesem Team gehört auch Ignatius. Er wird sich nicht stören lassen wollen. Außerdem kann die Besprechung noch bis zum frühen Morgen dauern.“

„Danke“, sagte ich, „dann eben nicht.“

„Kann ich etwas notieren, Signor Sinclair?“

„Nein, nein, vergessen Sie es. Ich denke, dass ich später noch mal anrufen werde.“

„Eine gute Nacht.“

„Ebenso.“

Man kann eben nicht immer Glück haben. Ich musste also mit wenigen Informationen losziehen, aber das war ich gewohnt. Sehr oft schon habe ich mich an die Fälle regelrecht herantasten müssen und war vor Überraschungen nie verschont geblieben.

Ich ließ den flachen Apparat wieder verschwinden. Angeschnallt hatte ich mich schon. Zwei Sekunden später fuhr ich an und schaute durch die Scheibe auf den hellen Teppich des Scheinwerfer-Paars, der über die Straße hinwegglitt und mir auch in der Dunkelheit zeigte, dass hier dringend etwas verändert werden musste, denn die Beschaffenheit der Fahrbahn war eine Qual für jeden Autofahrer.

Nachdem ich Yerby verlassen hatte, wurde es etwas besser.

Als Straße war der Weg nicht zu bezeichnen. Ich sah ihn mehr als breiten Strich in der Landschaft, der in Richtung Westen führte. Mit Gegenverkehr brauchte ich hier nicht zu rechnen, und deshalb hatte ich das Fernlicht eingeschaltet.

Hier an der Westküste sah die Landschaft ähnlich karg aus wie in Irland. Bäume sah ich nur wenige. Und wenn, dann waren es welche, die sich auch kargen Bedingungen anpassen konnten. Zumeist Nadelbäume, wie Latschenkiefern oder auch ein paar krumme Fichten, die nicht sehr hoch gewachsen waren.

Aus dem Untergrund hoben sich die hellen Flecke ab. Es waren die grauen Steine, die sich dort festgebacken hatten. Ob der Weg tatsächlich zum Kloster führte, stand noch nicht fest.

Deshalb hatte ich auch fragen wollen und hätte mein Ziel gern im Hellen erreicht, aber das war nicht möglich gewesen.

So fuhr ich weiter in die Dunkelheit hinein und sah über mir einen

hellen Himmel, der mit dünnen Wolkenschleiern bedeckt war. Sie wirkten wie lang gezupfte Wattestreifen, die vor dem Mond herflossen und durch seinen Schein eine fahle Farbe bekommen hatten.

Immer wieder musste ich an die Erzählungen des Wirts denken. Ich glaubte nicht, dass er gelogen hatte, aber warum hatte mir Father Ignatius nicht mehr darüber erzählt? Konnte es sein, dass er sich deswegen schämte? Ich wusste es nicht. Möglicherweise hatte er mich auch nur angestupst, damit ich die Dinge richtig ins Rollen brachte. So raffiniert war er auch.

Yerby war nicht gerade ein Hort der Fröhlichkeit gewesen, aber hier fuhr ich durch eine wilde Gegend, die von Mensch und Tier verlassen zu sein schien. Die Straße wand sich in Kurven weiter, und sie führte auch in die Höhe.

Ich blickte nicht nur nach vorn, sondern wollte auch so viel wie möglich von der Umgebung mitbekommen, damit ich nicht noch am Kloster oder Altenheim vorbeifuhr.

Bisher waren mir nur Hänge aufgefallen, Hügel und eben die darin steckenden großen Steine, die eher die Bezeichnung Felsbrocken verdienten.

Das Fernlicht sorgte dafür, dass ich die tiefsten Schlaglöcher rechtzeitig genug erkannte und sie so umfahren konnte.

Trotzdem hatte der Rover einiges zu bewältigen. Wäre er ein Mensch und kein Auto gewesen, hätte er mich sicherlich verflucht.

Ich hatte nicht auf die Uhr geschaut und wusste deshalb auch nicht, wie lange ich unterwegs war. Jedenfalls wollte ich die Suche nicht aufgeben, ich musste den Bau einfach finden.

Etwas tanzte in das Licht hinein.

Von der linken Seite her huschte es in den Schein. Ich dachte zuerst an einen kleinen Baum, der sich gelöst hatte und die Böschung herabgerutscht war. Aber ein Baum besaß keine Beine, keine Arme und auch keinen Körper. Was da im Licht der beiden Scheinwerfer erschienen war, beschleunigte meinen Herzschlag und ließ meinen Atem stocken.

Es war eine Frau.

Eine junge Frau.

Sie stand mitten auf dem Weg, hielt die Augen geschlossen, um nicht geblendet zu werden und winkte mit beiden Händen, sodass ich mich gezwungen sah anzuhalten. Aber das hätte ich auch ohne ihr Winken getan.

Als ich stoppte, schaltete ich zugleich das Fernlicht aus. Die Frau kam an die Fahrerseite heran, und ich ließ die Scheibe nach unten fahren.

„Hi“, sagte sie, „nehmen Sie mich mit?“

„Wohin wollen Sie denn?“

„Das sage ich Ihnen, wenn Sie zugestimmt haben.“

„Okay, steigen Sie ein.“

„Danke.“

Ich wusste nicht, ob ich mich richtig verhalten hatte, aber ich wollte einfach nicht an einen Zufall glauben, denn das hatte ich mir im Laufe der Zeit abgewöhnt. In dieser Nacht hätte ich nie mit einem weiblichen Anhalter gerechnet. Vor allen Dingen nicht auf einer Straße, die ins Nichts zu führen schien.

Sie ließ sich auf den Beifahrersitz fallen und strich durch das braunrote Haar, das kurz und trotzdem lockig war. „Bin ich froh.“

„Das freut mich dann auch.“

Sie streckte mir die Hand entgegen. „Ich heiße übrigens Lilian Sardis.“

„John Sinclair.“

„Super.“

„Was ist super?“

„Sie kommen doch nicht aus dieser Gegend.“ Sie musterte mich von oben bis unten. „Nein, nicht so ein Typ wie Sie, das sehe ich sofort.“

Ich musste lachen. „Und was sehen Sie sonst noch?“

„Großstadt, nicht?“

„Richtig.“

„Dem Dialekt nach aus London.“

„Stimmt auch. Gratulation.“

Sie winkte ab. „Ich habe mich mal mit Sprachen beschäftigt, wissen Sie.“

„Dann sind Sie aber auch nicht von hier, Lilian.“ Ich blieb beim lockeren Tonfall.

„Woher wissen Sie das?“

„Ganz einfach. Ich traue Ihnen einfach nicht zu, aus Yerby zu stammen. Sie passen nicht zu den Leuten, die dort wohnen.“

Lilian lachte breit und drückte den Kopf zurück. Ich sah sie im Profil. Sie hatte ein rundliches Gesicht und eine etwas nach oben gebogene Nase. Vom Alter her lag sie zwischen 25 und 30.

„Jetzt haben Sie sich aber geirrt, John.“

„Tatsächlich?“

„Na ja, nicht so ganz“, gab sie zu. „Ich stamme aus dieser Gegend, nur wohne ich nicht mehr hier.“

„Sie sind aus Yerby?“

„Klar.“ Ihre Augen funkelten. „Das können Sie sich nicht vorstellen, wie?“

„Mehr schlecht als...“

Lilian sprach schnell weiter. „Im Prinzip haben Sie schon Recht, John. Ich bin zwar hier geboren, lebe aber einige Meilen entfernt in Milford Haven. Ich arbeite dort als Übersetzerin in einer Spedition, die Waren

über Land und Wasser transportiert.“

„Interessant. Und was treibt sie in diese einsame Gegend? Dazu noch bei Dunkelheit?“

„Ja... hm... das ist so eine Sache. Mal anders gefragt. Was suchen Sie als völlig Fremder hier?“

„Ich bin auf dem Weg, einen Besuch zu machen.“

„Ha.“ Sie wippte auf dem Sitz. „Reingefallen, hier gibt es keine Häuser.“

„Das meinte ich nicht. Mir geht es um ein altes Kloster, das zu einem Rest House umgebaut worden ist. Dort möchte ich mich ein wenig umschauen.“

Plötzlich war Lilian Sardis sehr ruhig. Sie war schlagartig in dieses andere Extrem gefallen und sagte auch nichts mehr. Das Gesicht zeigte sich verschlossen. Mit einem sehr starren Blick schaute sie durch die Scheibe.

„Pardon, habe ich etwas Falsches gesagt?“

„Nein, das haben Sie nicht. Sie können ja nichts dafür. Es liegt einzig und allein an mir.“

„Sie haben sich erschreckt“, sagte ich. „So zumindest kam es mir vor.“

„Vielleicht.“

„Wegen des Klosters?“

Lilian überlegte einen Moment und drehte sich in meine Richtung, um mir ins Gesicht schauen zu können. Dabei nestelte sie an den Metallknöpfen ihrer kurzen Jeansjacke. „Sie wollen tatsächlich zum Rest House, John?“

„Das hatte ich vor, falls Sie nichts dagegen haben. Pardon, es war nicht so gemeint“, entschuldigte ich mich, denn mir war ihr scharfer Blick aufgefallen.

„Nein. Wie könnte ich etwas dagegen haben? Ich will selbst dorthin.“

„Um einen Besuch zu machen?“

„Nein. Um jemanden zu suchen!“, flüsterte sie. Ich erkannte, dass es ihr Ernst war, denn von ihrer Lockerheit war nichts mehr zu sehen. Sie schaute gedankenverloren ins Leere.

Ich räusperte mich. „Zu suchen? Das habe ich doch richtig verstanden?“

„Ja, haben Sie.“

„Wen wollen Sie suchen?“

„Meine Schwester Eva.“

Ich wurde nicht selten sprachlos. Nach dieser Antwort war ich es schon. Es wollte mir nicht in den Kopf, dass neben mir eine junge Frau saß, die ihre Schwester in einem Heim für kranke und alte Geistliche suchte. Es musste etwas anderes dahinter stecken.

„Ich kann Ihren Unglauben spüren, John.“

„Ja. Nachvollziehen kann ich es nicht. Arbeitet Ihre Schwester dort im Rest House?“

„Nein!“ Lilian atmete tief ein. „Sie ist verschwunden. Einfach so. Weg war sie.“

„Aus Milford Haven?“

„Nein. Eva hat in Yerby gewohnt. Sie wollte nicht weg, weil sie unsere kranke Mutter pflegte. Sie wäre sich sonst wie ein Schuft vorgekommen. Und dann ist sie plötzlich verschwunden. Von einem auf den anderen Tag abgetaucht.“

„Wie lange ist das her?“

„Drei Tage.“

„Ihre Schwester ist doch erwachsen. Da...“

„Hören Sie auf, John.“ Lilian ballte die Hände zu Fäusten.

„Es ist bestimmt nicht so wie Sie es sich vorgestellt haben. Sie ist auch mit keinem Liebhaber durchgebrannt. Wir haben jeden Tag miteinander telefoniert, und meine Mutter weiß auch nicht, warum Eva plötzlich weggeblieben ist. Das ist ein großes Rätsel.“

„Wenn Sie das so sehen, glaube ich es Ihnen, Lilian. Was hat das Verschwinden Ihrer Schwester mit dem Rest House zu tun? Glauben Sie, dass sie dort hingegangen ist?“

„Nicht hingegangen, John. Man hat sie geholt. Sie wurde einfach gekidnappt.“

Ich piffte durch die Zähne. „Trauen Sie das den alten Männern dort wirklich zu?“

„Alt?“ Lilian warf mir einen Seitenblick zu. „Meinen Sie wirklich, dass es alte Männer sind?“

„So habe ich es gehört.“

„Klar. Mag sein, dass sie von den Jahren her alt sind. Aber sie sind nicht so gealtert wie man es sich normal vorstellen muss. In ihnen steckt etwas anderes, John. Ich kann nicht genau sagen, was es ist, aber ich sehe diese Belegschaft als gefährlich an. Und damit stehe ich nicht allein.“

„Sie denken dabei an die Aussagen der Dorfbewohner.“

„Oh. Haben Sie davon auch schon erfahren?“

„Ich habe mit ihnen gesprochen.“

„Und sie haben Ihnen freiwillig von der Veränderung berichtet? Da staune ich aber.“

„Doch, Lilian. Die Veränderung, die sie anging. Sie fühlten sich plötzlich nicht mehr wohl. Sie hatten das Gefühl, dass etwas anderes Macht über sie erhalten hat. Sie konnten es mir nicht erklären. Sie fühlten sich nur eben schlecht und wie verändert. Das habe ich bei ihnen herausfinden können.“

„Ja“, murmelte sie, „das stimmt. Auch mir gegenüber zeigten sie sich

verschlossen. Niemand wollte mir zudem Antworten geben, wenn ich nach meiner Schwester fragte. Da gaben sie sich verschlossen. Angeblich hat keiner ihr Verschwinden bemerkt. Selbst mein alter Großvater ist sehr schweigsam geworden. Mit knappen Worten hat er mir geraten, Yerby zu verlassen. Doch ich bin geblieben, aber nicht im Ort, sondern hier in der freien Natur. Ich habe zudem nicht vergessen, dass mein Großvater davon sprach, dass dieses alte umgebaute Kloster etwas damit zu tun hat.“

„Was wusste er noch?“

„Nichts mehr.“

„Und was glauben Sie, Lilian?“

Sie hielt sich zurück. Es war ihr anzusehen, dass sie nachdachte.

Auf ihrer Stirn hatten sich Falten gebildet. „Bisher haben nur Sie die Fragen gestellt, John“, sagte sie nach einer Weile. „Jetzt würde es mich interessieren, was Sie in diesem Rest House wollen. Jemanden besuchen?“

„Mich umschauen.“

„Das ist alles?“

„Nein, aber es kommt der Sache schon sehr nahe. Es hat sich möglicherweise bis London herumgesprochen, dass mit diesem Heim etwas nicht in Ordnung ist. Da bin ich beauftragt worden, mich dort umzuschauen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.“

Lilian schaltete schnell. „Hat die Kirche Sie beauftragt?“

„So ungefähr.“

„Aha. Dann ist man dort wohl endlich aufmerksam geworden.“

„So könnte man es sehen.“

„Gut.“ Lilian setzte sich so hin, dass sie mich wieder anschauen konnte. „Das sieht ja alles nicht schlecht aus. Da wir schon unsere Karten auf den Tisch gelegt haben, könnten wir uns entschließen zusammenzuarbeiten. Oder haben Sie etwas dagegen? Es ist mir schon etwas komisch, wenn ich als Frau allein in dieses Heim hineingehe. Dafür werden Sie bestimmt Verständnis haben.“

„Klar doch.“

„Dann lassen Sie es uns versuchen. Ich stelle Sie als meinen Freund vor. Dazu müssen wir uns duzen, was dir ebenso wenig schwer fällt wie mir, nehme ich an.“

„Das bestimmt nicht.“ Ich musste innerlich lächeln. Diese junge Frau hatte verdammt Power. So leicht brachte sie nichts von ihrem einmal eingeschlagenen Weg ab. Aber sie wusste auch, dass sie sich unter Umständen in Gefahr begab, und dem trug sie Rechnung, indem sie mit mir einen Pakt schloss.

„Ich muss dir noch ein Geständnis machen“, sagte ich.

„Raus damit.“

„Ich weiß nicht, wo ich das Kloster finden kann.“

„Das ist kein Problem, John. Fahr los, und ich zeige dir den Weg. Es liegt übrigens an der rechten Seite. Ein wenig in die Hügel hineingedrückt. Landschaftlich nicht mal uninteressant. Die haben schon gewusst, wohin sie ihre Hütten stellten.“

Da konnte ich nicht widersprechen. Ich startete und fuhr an. Diesmal ohne Fernlicht...

Lilian Sardis war mir wirklich eine gute Hilfe. Sie kannte die Strecke auswendig und warnte mich sogar vor zu tiefen Schlaglöchern, damit ich sie besser umfahren konnte.

Sehr konzentriert saß sie links neben mir. Mich hätte es interessiert, ihre Gedanken zu lesen. Wahrscheinlich beschäftigte sie sich mit ihrer verschwundenen Schwester Eva. Sollte ihr Verdacht zutreffen und sollte auch all das andere, was ich in Yerby gehört hatte, der Wahrheit entsprechen, dann stand es nicht gut um diese Person. In einem so einsam liegenden Bau konnten Menschen alles Mögliche anstellen, ohne dass es irgendwie auffiel.

Ich fuhr sehr langsam. Nicht mal 20 Kilometer pro Stunde.

Die dunkle Landschaft rollte wie ein langsam laufender Film an den Fenstern vorbei, und die Dunkelheit verschluckte beinahe alles. Nur ab und zu sah ich hellere Stellen, wenn sich das Licht des Mondes freie Bahn verschafft hatte. Dann hatten die grauen Felsen einen silbrigen Schimmer als wären sie mit Puder überzogen worden.

„Wenn du den Krüppelbaum an der rechten Seite siehst, müssen wir abbiegen. Den kannst du gar nicht übersehen. Wind und Wetter haben ihn so gebleicht, dass er aussieht wie ein gichtkrankes Skelett.“

„Toller Vergleich.“

„Der auch stimmt.“

Sie hatte sich nicht geirrt. Die Böschung an der rechten Seite flachte ab, und genau dort, wo sie auslief, stand dieser bleiche Krüppelbaum.

Das gelbliche Licht der Scheinwerferaugen tanzte auf und nieder, als ich das Lenkrad drehte und in den schmalen Weg einbog, der eigentlich keiner war, sondern nur eine Fahrspur, die sich sehr schnell verlief.

Wieder rumpelten wir über freies Gelände, und wieder erhielt ich von meiner Begleiterin einen Ratschlag. „Ich würde die Scheinwerfer ausschalten, John. Man braucht uns nicht unbedingt zu sehen. Die haben bestimmt Augen wie Nachtenten.“

„Du magst sie nicht, wie?“

„Nein.“

Ich schaltete das Licht aus und fuhr noch langsamer, denn im ersten Moment sah ich so gut wie nichts. Aber das Mondlicht war zum Glück hell genug, sodass ich Hindernisse erkennen konnte.

Auch den alten Bau sah ich.

Er war ein Schatten, ein Klotz und wirkte wie aus einem der im Hintergrund aufragenden Hügel herausgeschnitten.

„Jetzt nach links!“

„Okay, Madam.“

Wieder stellte ich fest, dass sich Lilian auskannte, denn wir rollten auf einem recht flachen und gut zu befahrenden Gelände weiter.

„Jetzt kannst du anhalten.“

„Mach ich doch gern.“ Ich stoppte. „Und dann?“

„Gehen wir zu Fuß.“

„Das hätte ich auch vorgeschlagen.“

Wir stiegen beide aus, und ein herrlicher Geruch nach frischem Gras stieg in unsere Nasen. Ich wurde dabei an eine Frühlingswiese erinnert, die sich hier in der Nähe sicherlich ausbreitete, aber bei diesem wenigen Licht einfach nicht zu sehen war.

Lilian stand so, dass sie auf den breiten Bau schauen konnte.

Dabei zupfte sie ihre Kleidung zurecht und wartete, bis ich an sie hergetreten war.

„Darf ich dich etwas fragen, John?“

„Na klar.“

„Bist du bewaffnet?“

Ich räusperte mich. „Wie kommst du darauf?“

„Bist du es nun oder nicht?“

„Ja.“

Lilian bog ihren Rücken zurück und atmete tief ein. „Das ist gut, John, sogar sehr gut. Wenn ich allen in der Welt traue, aber den Typen dort nicht.“ Sie stieß mich an. Irgendwie hatte sie ihre Power wieder gefunden. „Sag mal, was bist du eigentlich? Du läufst mit einer Kanone herum, aber für einen Gangster halte ich dich nicht.“

„Oh, danke.“

„Mal im Ernst. Womit verdienst du deine Brötchen?“

Eine Antwort hätte ich ihr leicht geben können, aber ich wollte nicht, dass Lilian die Wahrheit erfuhr. „Sagen wir so. Ich bin so etwas wie ein Detektiv.“

„Ach ja?“ Der Spott war nicht zu überhören. „Du jagst untreuen Ehemänner hinterher oder deren Frauen.“

„Das ist nicht mein Job.“

„Was dann?“ Sie ließ einfach nicht locker.

„Ich kontrolliere unter anderem alte Klöster. Die Kirchen geben Geld, und ich muss sehen, ob es richtig angelegt oder verwaltet wird. Das ist auch meine Aufgabe.“

Fast hätte Lilian lauthals gelacht. Aber sie wollte nicht die Stille unterbrechen. „Egal, was du bist, John. Ich glaube es dir nicht. Aber ich

vertraue dir, obwohl du eine Waffe bei dir trägst.“

„Danke.“

Plötzlich verschwand Lilians Lockerheit. Ich hörte ihr Seufzen, und das war nicht gespielt. „Es geht um meine Schwester, John, einzig allein darum. Sie kann nicht so einfach verschwinden, nicht sie. Bei mir wäre das schon etwas anderes gewesen.“

„Weshalb denn?“

„Nun ja, ich bin die lebhaftere Person von uns beiden. Ich bin auch diejenige, die mit dem Kopf voran in das kalte Wasser springt. Das kommt bei Eva nicht vor. Sie überlegt immer sehr genau, was sie tut und was sie lässt. Sie denkt immer an ihre Verantwortung, die sie auch ihrer Mutter gegenüber hat. Deshalb bin ich so misstrauisch, und deshalb bedrückt mich auch die Angst.“

Die hatte sie. Das war nicht gelogen. Sie brauchte auch einen Schutz und lehnte sich für einen Moment gegen mich. „Dieses Kloster, John, das ist nicht normal. Ich spüre es. Hinter den Mauern passiert etwas Geheimnisvolles. Diese Menschen dort haben sich nie in die Karten schauen lassen.“

„Kannst du da deutlicher werden?“

„Klar, das ist ganz simpel. Es gab zum Beispiel keinen Kontakt zu den Dorfbewohnern.“

„Hat niemand das Kloster besucht?“

„Doch, das schon. Mal hineingegangen, aber nicht besichtigt. Sie kamen immer nur bis zu einer bestimmten Stelle, dann war Schluss. So hielt sich die Mär, dass die Personen dort etwas zu verbergen haben.“

„Das mag stimmen, Lilian. Aber ist es auch ein Grund, deine Schwester zu entführen?“

„Nein, das ist es nicht, John. Wie gesagt, ich habe keine Beweise. Ich gehe nur meinen Gefühlen nach. Und die sagen mir, sie kann nur dort sein.“

„War sie schon mal bei den kranken und alten Geistlichen?“

„Klar. Eva ist sehr sozial eingestellt. Da sucht sie natürlich Menschen, die auf ihrer Linie liegen. Im Kloster wurde auch gepflegt. Eva hat sich dafür interessiert. Sie schaute nach, sie...“, Lilian winkte ab. „Ist auch egal, John. Ich möchte darüber nicht reden, sonst rege ich mich noch mehr auf. Bisher ist auch alles Theorie. Ich benötige Beweise, und die muss man sich einfach besorgen. Ich bin gespannt, wie die Leute reagieren werden, wenn wir plötzlich an ihre Tür klopfen.“

Das war ich auch. Noch mussten wir eine Strecke zurücklegen, um das Ziel zu erreichen. In der Dunkelheit war die Entfernung zwischen dem Gebäude und uns beiden schlecht zu schätzen, doch das Mondlicht sorgte dafür, dass wir den Umriss und auch die wenigen erleuchteten Fenster sahen, die sich auf den unteren Bereich verteilten. In den oberen

Etagen schimmerte kein Licht.

Lilian sagte nichts mehr. Sie ließ mich stehen und trat einige Schritte nach vorn. Sie interessierte sich für den Himmel, der durch den Vollmond wirklich eine ungewöhnliche Farbe angenommen hatte. An manchen Stellen sah er tiefblau aus, an anderen wieder grünlich, und in der Nähe des Mondes leuchtete er in einem schon hellen Gelb.

„Sind wir nicht etwas spät dran?“, fragte ich Lilian.

„Nein, das denke ich nicht. Die bleiben immer lange auf.“ Sie räusperte sich. „Am liebsten würde ich den inoffiziellen Weg gehen. Du verstehst, was ich meine.“

„Also heimlich.“

„Ja.“

„Das ist Einbruch, Lilian.“

„Jetzt redest du wie ein Polizist. Sieh es anders. Wir müssen einen Menschen retten, der verschwunden ist.“

Ich stimmte ihr eigentlich zu, nur stand nicht fest, dass wir ihre Schwester auch hinter den Klostermauern finden würden.

Dass hier nicht alles geheuer war oder so lief, wie es laufen müsste, war mir inzwischen klar geworden. Die Bewohner von Yerby hatten von einem bösen Fluch gesprochen. Das mochte übertrieben sein. Auf der anderen Seite hatte ich schon des Öfteren die Erfahrungen gemacht, dass gerade die Menschen in einsamen Gegenden und Landstrichen einen besonderen Draht zu irgendwelchen Ereignissen besaßen, über die andere Menschen nur lachten oder die Köpfe schüttelten.

Der Boden hier oben war hart. Karges Gras umspielte unsere Füße. Vom Haus aus waren wir schlecht zu sehen. Und wenn, dann hätte man nur zwei Schatten gesehen, die sich über eine freie Fläche bewegten und den Schutz der Steine nicht ausnutzten, die einfach zu niedrig waren.

Der Wind hatte auch freie Bahn. Er erwischte uns an der linken Seite. Die Nähe des Wassers war zu riechen. Ein paar Meilen entfernt fanden wir die Ufer des Flusses.

„Spürst du nichts, John?“

„Was sollte ich spüren?“

Sie winkte ab. „Ach nichts.“

„Doch, rede.“

„Ich habe das Gefühl, beobachtet zu werden. Aber ich sehe keinen Menschen. Und genau das ist so schlimm für mich. Ich fühle mich wie auf dem Präsentierteller. Ich merke, wie es auf meinem Rücken kribbelt. Da liegt was in der Luft, sage ich dir.“ Sie räusperte sich. „Egal, das ziehen wir durch.“

Ich enthielt mich einer Antwort. Dafür sah ich, dass das Kloster allmählich näher rückte. Nur als Kloster hätte ich es nie angesehen. Dieser Bau machte auf mich eher den Eindruck eines Herrenhauses, das

vergessen in dieser einsamen Landschaft stand. Es war recht breit, und in diesem breiten Bau verteilten sich die Zimmer mit den manchmal erhellten Fenstern.

Ich hörte nichts. Nur der Wind umsäuselte unsere Köpfe. Das kalte Mondlicht wurde auf dem Boden zu einem leicht silbrigen Teppich. Für Vampire war diese Konstellation ideal, und ich dachte an meinen letzten Fall, der mich mit diesen Blutsaugern zusammengeführt hatte. Suko und ich hatten soeben noch verhindern können, dass sich die Wiedergänger Opfer suchten, aber wir wussten auch, dass diese Angriffe nur ein erster Versuch gewesen waren, denn es war der Name einer geheimnisvollen Frau gefallen, von der wir bisher nichts gesehen hatten.

Justine Cavallo! Auf der Fahrt nach Yerby hatte ich Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken. Zu einem Ergebnis war ich nicht gekommen.

Ich wusste nichts über die Person. Ich hatte sie auch nicht gesehen, doch ihr Schatten schwebte drohend über unseren Köpfen, der Meinung war auch mein Freund Suko. Da braute sich etwas zusammen. Da war etwas im Kommen, möglicherweise etwas ganz Großes, über das ich nur spekulieren konnte.

Wie dem auch sei, ich behielt die Dinge im Hinterkopf, auch wenn ich mich jetzt um einen anderen Fall kümmern musste.

„Lass uns nicht zu nahe herangehen“, flüsterte Lilian mir zu.

„Ich traue dem Braten nicht.“

„Keine Sorge.“ Lilian wollte gehen, ich hielt sie fest. „Bist du wirklich noch nicht hier gewesen?“

Meine Frage hatte sie erwischt, denn sie senkte den Kopf.

„Ich war schon hier, John.“

„Also doch.“

„Ja, verdammt. Aber nicht bei Dunkelheit. Ich habe mich nach meiner Schwester erkundigt und natürlich nichts als Staunen und Unglauben geerntet. Aber das akzeptiere ich nicht, denn mein Gefühl sagt mir, dass ich angelogen wurde und einiges nicht stimmt. Die Typen haben etwas zu verbergen.“

„Wer hat dir denn geöffnet?“

„Ein älterer Mann. Er war so freundlich. Schon schleimig freundlich, wenn du verstehst. Ich jedenfalls habe ihn einfach als widerlich angesehen. Er ließ mich abfahren, und ich hatte mal wieder das Nachsehen. Aber der Besuch hatte einen Vorteil. Ich weiß nämlich, dass es nicht nur einen Eingang gibt. Das Haus hat mehrere, und sie liegen auch nicht nur an einer Seite. Es gibt Hinter- und Seitentüren.“

„Hast du auch einen Garten gesehen?“

„Nein, die bauen hier nichts selbst an. Der Proviant wird geliefert, wie ich mir habe sagen lassen. Ich kenne den Händler. Er muss immer an die Rückseite fahren, wenn er seine Ladung ablädt. Deshalb weiß ich auch,

wo sich dieser Eingang befindet.“ Sie lächelte verschwörerisch. „Ist doch super, wie?“

„Das kannst du laut sagen.“

„Nur nicht zu laut. Man kann uns sonst hören.“

Ich kam noch mal auf Eva zu sprechen. „Kannst du dir vorstellen, weshalb man sie entführt haben soll?“

„Nein, nicht so genau.“

„Oder willst du es mir nicht sagen?“

Sie schluckte und zuckte mit den Schultern. „Du bist irgendwie gemein, John, aber ich gebe dir Recht. Weiß ich denn, was hinter den Stirnen der Insassen und deren Betreuer abgeht? Ich jedenfalls habe keine Ahnung, aber genügend Fantasie, um mir gewisse Dinge vorstellen zu können. Außerdem ist Eva hübsch. Sie sieht besser aus als ich.“

„Das ist immer subjektiv.“

„Nein, nein, ich sehe das schon anders.“

Wir hatten leiser gesprochen, denn der Schatten des Baus erreichte uns bereits. Er erinnerte mich jetzt an eine Burg ohne Türme, die so leicht nicht eingenommen werden konnte. Wie eine Festung stand das Gebäude auf der kleinen Anhöhe, um Wind und Wetter zu trotzen. Vom Dach aus hatte man einen weiten Blick über das Land, und sicherlich war von dieser Stelle aus auch das Meer zu sehen.

Ich beobachtete die Fenster und auch den Eingangsbereich, zu dem eine breite Treppe mit flachen Stufen hochführte. Das Licht blieb hinter den Fenstern als geheimnisvoller Schein.

Kein einziges Mal hatte ich einen Schatten hinter den Fenstern gesehen. Die dicken Mauern schluckten zudem jedes Geräusch.

Wer hier lebte, konnte sich vorkommen wie am Ende der Welt, fast wie lebendig begraben.

An der Rückseite spürten wir die Kühle der Mauern. Hier wurde auch der Wind abgehalten. Es war eine stille, ruhige Atmosphäre, die mich allerdings nicht beruhigte. In mir stieg Unruhe auf.

Den Grund dafür kannte ich nicht. Wir waren allein, es gab nichts, was mein Misstrauen bestätigt hätte.

Trotzdem wollte mein ungutes Gefühl nicht verschwinden.

Lilian Sardis merkte nichts davon, weil sie vor mir herging.

So sah sie nicht, dass ich mich immer öfter umschaute und auch den Blick zum Himmel nicht vergaß. Bisher hatte ich noch keine Hintertür gesehen. Das änderte sich wenige Meter später, als Lilian stehen blieb und sich umdrehte.

„Hier ist es!“, flüsterte sie.

Ich kam näher - und wäre fast ausgerutscht, weil ich auf eine am Boden liegende Flasche getreten war, die der Händler wohl übersehen

hatte. Sie lag im Gras versteckt und direkt vor einer breiten Hintertür aus Holz, durch die auch bequem Waren transportiert werden konnten.

„Okay, John, das ist es.“

„Die Tür ist doch nicht offen.“

„Stimmt.“

„Und du meinst, dass wir es schaffen, sie aufzustemmen?“

„Ein modernes Schloss ist das nicht...“

„Trotzdem, Lilian. Mit den bloßen Händen bekommen wir sie nicht auf. Das muss auch dir klar sein.“

„Weiß ich alles. Damit habe ich auch keine Probleme, das musst du mir glauben. Aber ich habe dir schon gesagt, dass ich nicht zum ersten Mal hier stehe. Ich habe meine Vorbereitungen getroffen. Sie mögen nicht optimal sein, aber immerhin.“

„Da bin ich gespannt.“

Im Mondlicht sahen unsere Gesichter bleich aus. Lilian lächelte mich an, bevor sie einige Schritte zur Seite ging, um eine bestimmte Stelle an der dunklen Mauer zu erreichen. Dort bückte sie sich und hob etwas auf, das nur leise klirrte, weil es in einem weichen Tuch eingewickelt worden war.

„Werkzeug, John“, sagte sie und konnte den Triumph in der Stimme nicht unterdrücken. „Ich habe hier vorsorglich Werkzeug hinterlegt. Den Bruch wollte ich durchziehen, doch jetzt, wo du bei mir bist, sehe ich das anders.“

Ich schüttelte den Kopf. „Das darf doch nicht wahr sein. Alle Achtung, von dir kann man noch etwas lernen.“

„Das muss auch so sein.“

Ich schaute mir die Werkzeuge an. Ein Meißel, der als Hebel benutzt werden konnte. Hinzu kam ein Kanteisen, und eine spitze Feile hatte sie ebenfalls eingepackt.

„Was sagst du, John?“

„Fast perfekt.“

Lilian lächelte. „In solchen Dingen bin ich besser als meine Schwester. Was ist mit dir? Schaffst du die Tür?“

„Vielleicht.“

Sie wollte mir Mut machen. „Es gibt keinen Rückzieher mehr, John. Wir können nicht anders. Wir haben in den sauren Apfel gebissen, und essen ihn jetzt auf.“

Ich hatte nichts dagegen, aber ich fühlte mich verdammt unwohl. Schließlich war ich Polizist. Und in dieser Funktion verhielt ich mich ungern wie ein Einbrecher.

Bevor ich an die Arbeit ging, schaute ich mir die Tür genauer an. Die kleine Lampe, die ich immer bei mir trug, tat auch hier ihre Dienste. Lilian staunte und meinte, dass ein Detektiv so ausgerüstet sein musste.

„Du sagst es.“

„Meinst du, wir können die Tür aufhebeln?“

„Zumindest versuchen.“ Ich drehte mich noch mal zu ihr um.

„Wenn wir es geschafft haben, werden wir nicht hineingehen, sondern den offiziellen Weg nehmen. Der hier ist für den Notfall gedacht, falls man uns abweist.“

„He, super.“ Sie boxte mir gegen die Schulter. „Auf diesen Zug springe ich doch gern.“

„Das freut mich.“ Dann lobte Lilian sich selbst. „War doch gut, dass ich dich angehalten habe. Irgendein Gefühl hat mir gesagt, dass ich es tun muss.“

Ich glaubte ihr und wollte mich an die Arbeit machen. Wenn ich eine Lücke zwischen Tür und Schloss fand, hatte ich die Hälfte der Aufgabe schon bewältigt.

Ich setzte den Flachmeißel an und fuhr mit ihm von oben nach unten, um den Punkt zu finden. Lilian Sardis stand hinter mir, und ich hörte ihr leises Atmen.

Ich konzentrierte mich auf meine Arbeit. Die Lampe hatte ich wieder eingesteckt.

Genau in dem Moment, als ich das Werkzeug ansetzen wollte, vernahm ich das Geräusch.

Es hörte sich wie ein Flattern an. Als hätte jemand eine Decke ausgeschüttelt.

„Verdammt, was war das?“ Trotz des Flüstertons hatte Lilians Stimme leicht schrill geklungen.

Ich ließ den Meißel, Meißel sein und fuhr herum. Lilian schaute nicht mich an, sondern blickte in den Himmel. Dieser Richtung folgte ich auch. Eine Sekunde später hatte ich die Vögel mit den breiten Schwingen gesehen, die über und neben dem Dach flatterten und mit wilden Bewegungen ihrer Schwingen die Luft zerteilten.

„Die Dinger habe ich noch nie gesehen!“, sagte Lilian leise.

„Verdammt, wo kommen die her? Was sind das für Vögel?“

Sie starrte mich an und wartete auf eine Antwort.

„Keine Vögel, Lilian. Es sind Fledermäuse!“

Die junge Frau hatte die Antwort gehört, doch sie war nicht in der Lage, sie zu begreifen. Ihr Gesicht nahm einen starren Ausdruck an. Sie holte pfeifend Atem und rieb mit einer Hand an ihrer linken Wange entlang. „So große?“

„Ja.“

„Und wo kommen Sie her?“

Klar, wo kamen sie her? Ich dachte darüber nach. Mir fiel zunächst keine Erklärung ein. Es gab riesige Fledermäuse, das wusste ich schon. Nur nicht in unseren Regionen. Wenn sie aber trotzdem erschienen,

dann transportierten sie zudem eine gewisse Symbolik, und die konnte mir als Geisterjäger nicht gefallen. Ich hatte plötzlich den Eindruck zu frieren, denn diese Art von Fledermäusen ließen in meinem Job nur einen Schluss zu.

Vampire! Nicht als Menschen, es gab sie auch als große Fledermäuse, in die sich Vampire auch verwandelten. Dracula II mit dem blutigen D auf der Stirn war dafür das beste Beispiel.

Den Einbruch hatte ich vergessen. Die Tiere waren jetzt wichtiger. Für mich stand fest, dass es zwischen ihnen und den Insassen dieses Heims eine Verbindung gab.

Sie waren Wächter, Aufpasser...

Aber wen bewachten sie? Noch schwebten sie über uns. Das Flattern der Flügel verursachte die entsprechenden Geräusche, die wie zuschnappend auf uns niederfielen. Ich zählte sie nach und kam auf ein halbes Dutzend dieser Tiere, die wir möglicherweise aufgeschreckt hatten.

Lilian war bis an das Haus gegangen und hatte sich mit dem Rücken gegen die Mauer gedrückt. Ihr Gesichtsausdruck zeigte zwar nicht eben die große Angst, aber es war ihr anzusehen, dass sie sich sehr unwohl fühlte.

„Wo kommen die Biester denn her, John?“

„Vom Dach, denke ich.“

„Du meinst, dass sie dort gelauert haben?“

„Oder im Gebälk. Kann sein, dass es auf dem Dach eine Öffnung gibt, durch die sie verschwinden können.“

„Ja, das ist auch möglich.“

„Wir werden jetzt erst mal nichts tun und warten, bis sie sich beruhigt haben.“

„Du glaubst, dass es eintritt?“

„Das hoffe ich zumindest.“

Noch mussten wir warten und wussten auch nicht, ob sich die Fledermäuse uns als Beute ausgesucht hatten. Sie machten jedenfalls nicht den Eindruck. Unruhig flatterten sie auf und ab. Sie drehten ihre Kreise in einem begrenzten Umfang, sodass sie uns immer unter Kontrolle halten konnten.

Lilian schüttelte einige Male den Kopf. „Ich verstehe das nicht. Sind sie nur unseretwegen erschienen?“

„Darüber brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen. Behalte du sie im Auge. Ich mache weiter.“

Sie nickte zum Einverständnis und sagte dann etwas gedehnt und lang gezogen. „John...“

„Bitte.“

„Versteh mich nicht falsch.“ Sie suchte nach den richtigen Worten.

„Es steckt doch mehr dahinter als nur das normale Erscheinen dieser Riesentiere. Du nimmst das so cool auf. Als hättest du damit gerechnet. Sag es schon.“

„Keine Panik. Wir kriegen das hin.“ Ich sah es Lilian an, dass sie sich eine andere Antwort gewünscht hatte. Aber sie traute sich auch nicht, noch weitere Fragen zu stellen.

Ich kümmerte mich wieder um die Tür und setzte den Meißel an. Er war an seiner Vorderseite ziemlich platt geklopft. Ich war überzeugt, ihn in einen Spalt hineindrücken zu können, um das verdamnte Schloss zu knacken. Inzwischen war ich fest davon überzeugt, dass hier einiges nicht mit rechten Dingen ablief, denn diese verdammten Flattermänner konnte man nicht als normal ansehen.

Es klappte.

Ich wollte Druck geben, als ich Lilian leise schreien hörte. Es blieb nicht bei diesem Schrei, den nächsten Satz stieß sie allzu hastig aus. „Verdammt, sie greifen an, John!“

Es war genau das, was ich befürchtet hatte. Mit einer wilden Bewegung fuhr ich herum und sah, dass Lilian sich nicht geirrt hatte. Zwei dieser dunklen, unheimlichen Fledermäuse flogen genau auf uns zu...

Es ging alles sehr schnell. Trotzdem festigte sich in mir der Eindruck, es zeitversetzt zu erleben. Die große Fledermaus kannte keine andere Richtung mehr. Ich hörte sogar, dass sie kleine, spitze Schreie abgab. Das Mondlicht fiel bleich auf die Schwingen.

Lilian war vor Schreck erstarrt. Sie stand an der Hauswand und wartete darauf, dass dieses Tier sie angriff.

Ich wollte nicht so lange warten. Von der Tür weg startete ich und lief dem Angreifer entgegen, der es auf meine Begleiterin abgesehen hatte. Die zweite Fledermaus flog etwas versetzt und zielte dabei auf mich.

Ich war schneller, und ich ließ es zu einem Zusammenprall kommen. Ich empfand die Fledermaus wie eine große Decke, aber ich reagierte genau richtig, denn beim Zusammentreffen riss ich die rechte Hand mit dem Meißel in die Höhe.

Mochte sein vorderes Ende auch flach sein, aber es war auch scharf und drang so hart in den Oberkörper des Tieres ein, dass es ihn wuchtig aufriss.

Dicht unterhalb des Kopfes spürte ich den Widerstand und schleuderte wenig später das Ding wütend zur Seite. Es landete auf dem Boden, flatterte noch, aber die Wunde war zu groß. Es gab einen Gegner weniger.

Hinter mir hörte ich Kampfgeräusche. Um die anderen Angreifer kümmerte ich mich nicht, denn nach dem Umdrehen sah ich, dass es

Lilian nicht eben gut ging.

Eine der übergroßen Fledermäuse war über sie hergefallen und attackierte sie. Lilian wehrte sich. Sie schlug mit den Händen nach dem flatternden Geschöpf. Sie traf auch, konnte die Fledermaus jedoch nicht von sich wegtreiben.

Ich eilte ihr zu Hilfe.

Mit der freien Hand riss ich sie weg, und Lilian sackte in die Hocke, wobei sie noch ihren Kopf schützte.

Wieder setzte ich den Meißel ein. Von unten her stieß ich schräg zu und rammte das Werkzeug in den Körper der verfluchten Bestie. Die Haut wurde aufgerissen. Als Fetzen klatschte sie noch gegen meine Hand, zusammen mit einer dicken Flüssigkeit. Vor meinem Gesicht tanzte das weit geöffnete Maul, und ich sah die großen spitzen Zähne, die sich gern in mein Fleisch gebohrt hätten.

Sie schaffte es nicht mehr. Die Bewegungen wurden langsamer.

Der Stoß mit dem Meißel hatte sie einfach zu hart erwischt. Mit allerletzten Flatterbewegungen ließ sie von mir ab und trudelte das kurze Stück dem Erdboden entgegen.

Ich wollte schon aufatmen, als ich den harten Schlag in den Nacken erhielt.

Ich fühlte mich wie von einem weichen Hammer getroffen, und der Treffer trieb mich nach vorn. In einer schrägen Linie stolperte ich auf die Wand zu, schleifte mit der Schulter daran entlang, stieß mir auch noch an der rechten Seite den Kopf und erhielt den nächsten Treffer. Da hackten Zähne in meinen Nacken. Sie rissen die Haut auf, denn die Bestien waren scharf auf mein Blut.

Mit der freien Hand fasste ich über meine Schulter hinweg und bekam eine Schwinge zu fassen. Wuchtig zernte ich die Gestalt von meinem Nacken weg und schleuderte sie gegen die Wand. Das Aufprallgeräusch war wie Musik in meinen Ohren.

Aus meinem Mund löste sich ein erleichtertes Lachen, dann machte ich kurzen Prozess.

Bevor sich das Tier wieder zu einem erneuten Angriff sammeln konnte, trat mein Meißel zum dritten Mal in Aktion. Die Tür hatte ich damit zwar nicht geöffnet, aber ich hatte mir durch seine Hilfe die Bestien vom Leib gehalten.

Der wuchtige Stoß nagelte die Bestie sogar am Boden fest.

Ich kam mir vor wie Marek, der Pfähler. Das Tier bewegte noch einige Male schwach flatternd seine Schwingen, dann hatte es sein Leben ausgehaucht.

Ich erlebte auch keinen weiteren Angriff mehr. Man ließ uns in Ruhe. Ich schaute in die Höhe und sah, dass die restlichen Fledermäuse verschwunden waren.

Dann kümmerte ich mich um Lilian. Sie saß auf dem Boden und berührte mit dem Rücken die Wand. Die Arme hatte sie angewinkelt, die Ellenbogen gegen die Knie gestemmt und die Hände gegen ihr Gesicht gedrückt. Sie wollte nichts sehen, aber sie hätte auch nichts mehr gesehen, denn es folgte kein weiterer Angriff mehr.

Ich trat an sie heran und tippte ihr auf die Schulter. Erst beim zweiten Mal reagierte sie. Langsam sanken ihre Arme nach unten.

„Wir haben es geschafft, Lilian.“

Sie konnte noch nichts sagen und hielt die Augen geschlossen.

„Das war doch ein Traum, nicht?“

„Nein, leider nicht. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Sie sind weg.“

„Alle?“

„Zumindest diejenigen, die überlebt haben.“

Sie dachte kurz über die Antwort nach, ging aber nicht darauf ein, sondern fühlte an ihrem Nacken. „Eine Fledermaus hat mich gebissen, glaube ich.“

„Lass mal sehen.“

Ich half ihr hoch, sie beugte sich nach vorn, und ich schaute mir im Licht der Lampe die Stelle an, die tatsächlich von zwei Zähnen erwischt worden war. Zwei rote Spuren malten sich ab.

Die spitzen Beißer waren darüber hinweggeratscht.

„Und?“

Das Zittern in ihrer Stimme war nicht zu überhören gewesen.

„Du brauchst keine Angst zu haben. Die Bestien haben nicht voll getroffen. Es sind zwei Streifen zurückgeblieben, aber nicht mehr.“

„Ehrlich nicht?“

„Nein.“

„Gott, bin ich froh!“

Ich war zwar nicht der liebe Gott, aber sie umarmte mich trotzdem, und ich nahm deshalb gern dessen Stelle ein. Sie bedankte sich noch, aber ich winkte ab.

„Es war ja nicht so schlimm, Lilian.“

„Nicht so schlimm?“, wiederholte sie flüsternd. „He, wo bin ich denn? Das glaube ich nicht. So etwas ist mir noch nie passiert. Ich hätte auch nicht gedacht, dass es mir passieren könnte. Und du sagst das so lässig. Erlebst du so was dauernd? Bist du das gewohnt?“

„Natürlich nicht. Aber in gewissen Situationen muss man eben die Nerven behalten.“

Lilian schaute zu Boden. „Und dabei drei von ihnen regelrecht aufspießen.“

„Du sagst es.“

„Und du sag mir bitte nicht, dass so etwas normal ist.“

„Hier schon.“

Mit meiner Antwort konnte sie nicht viel anfangen. „Hör mal, John, ich stamme aus dieser Gegend. Ich glaube auch, sie zu kennen. Aber diese großen Fledermäuse habe ich hier noch nie gesehen. Ich wusste bisher nicht, dass es welche in dieser Größe überhaupt gibt. Verstehst du das? Das ist mir völlig neu. Dass es in Südamerika große Fledermäuse gibt, die sogar Rinder angreifen, davon habe ich gelesen, aber hier...?“ Sie zog die Schultern hoch und schauderte zusammen. Danach suchte sie wieder den Himmel ab, ohne allerdings ein weiteres Tier entdecken zu können.

„Wir haben sie gesehen, und wir werden sie akzeptieren müssen, Lilian.“

„Machen wir auch weiter?“

Da musste ich lachen. „Was denkst du denn? Glaubst du vielleicht, dass ich jetzt aufhöre?“

Sie strich über ihr Kinn. „Eigentlich bin ich nicht besonders mutig“, erklärte sie. „Wenn es nicht um meine Schwester ginge, hätte ich mich zurückgezogen. So aber...“

„Zieh dich trotzdem zurück.“

Ihre Augen weiteten sich. „Bitte, John, ich soll dich allein weitermachen lassen?“

„Ja, warum nicht?“

„Das auf keinen Fall. Nein, das mache ich nicht. Ich bin... nein, niemals.“

„Es ist wirklich besser für dich.“

„Trotzdem halte ich mich nicht daran, John. Da kannst du sagen, was du willst. Ich ziehe das durch. Auch trotz oder wegen der Fledermäuse. Ich will endlich wissen, was mit Eva passiert ist. Davon kannst auch du mich nicht abhalten.“

„Es war nur ein Vorschlag.“

„Ja, du hast es gut mit mir gemeint. Das weiß ich alles. Aber ich sage dir, dass ich jetzt erst recht weitermache. Du und ich, wir beide haben Glück gehabt, doch ich frage mich, ob Eva das Gleiche passiert ist.“

„Dann gehst du nach wie vor davon aus, dass deine Schwester hier im Rest House festgehalten wird?“

„Ja, John.“

„Okay, wir werden es herausfinden.“

Sie deutete auf die Tür. „Willst du weitermachen?“

„Nein“, sagte ich. „Das kommt nicht mehr in Frage. Wir werden den offiziellen Weg nehmen und an der normalen Eingangstür klingeln.“

Über diesen Vorschlag musste sie erst nachdenken. Ein paar Mal strich sie über ihr Haar, wobei sie auf und ab ging.

„Kommst du?“

„Ja“, sagte sie leise, „ich komme mit. Auch wenn es mir schwer fällt. Weißt du eigentlich, welches Gefühl ich habe, John?“

„Nein!“

„Dass wir beide mit offenen Augen in die Falle laufen, die schon für uns vorbereitet ist.“

„Abwarten.“

„Das ist doch keine Antwort.“

„Wer seine Augen offen hält, der kann sich auf eine Falle einstellen. Sieh es von dieser Warte aus.“

Meine Antwort hatte sie überrascht. Erst nach einigen Schritten gab sie eine Antwort. „Du kommst mir mittlerweile vor wie jemand, dem so etwas nicht fremd ist. Da... da... muss doch etwas anderes dahinter stecken. Ich kenne einige Menschen, doch keiner von denen hätte so gehandelt wie du.“ Jetzt traf mich ein schon misstrauischer Blick. „Wer bist du wirklich, John?“

„Das kann ich dir sagen. Ich bin jemand, der zusammen mit dir nach deiner Schwester Eva sucht.“

„Toll. Das beruhigt mich auf der einen Seite, aber auf der anderen ist mein Neugierde geblieben. Kannst du das wenigstens verstehen, John?“

„Ja.“ Ich blieb stehen und hielt ihr den Meißel entgegen. Das andere Werkzeug hatte ich nicht mitgenommen. „Möchtest du ihn haben?“

Lilian überlegte noch. „Und dann?“

„Nichts dann!“

„Aber es ist deine Waffe.“

„Nimm ihn. Ich kann mich auch anders verteidigen.“

„Ach ja, deine Pistole.“

„Eben.“

Sie nahm den Meißel, schüttelte den Kopf und schaute mich dabei an, stellte aber keine weiteren Fragen mehr. Stattdessen legte sie den Kopf zurück und suchte den Himmel ab.

Fledermäuse waren dort nicht mehr zu sehen. Nur die Wolken bewegten sich leicht, weil sie vom Wind getrieben wurden.

Und der volle Mond glotzte wie ein rundes Auge auf die Welt nieder.

Auch für mich stand fest, dass dieser Angriff erst der Anfang gewesen war. Wir mussten damit rechnen, dass noch einiges auf uns zukam. Zunächst war ich darauf gespannt, welchen Empfang man uns im Rest House bereiten würde...

Ein anderes Land, eine andere Stadt. Ein kleiner Ort im Süden Frankreichs mit dem Namen Alet-les-Bains. Eine Gegend, die in den letzten Jahren ganze Busladungen von Touristen hatte verkraften müssen, denn die Historie war plötzlich „in“ geworden. Man wollte mehr über die Geschichte wissen und besonders die der Templer.

Aber die hielten sich von den Touristen fern. Es gab sie natürlich. Sie hatten den Orden gegründet, der eigentlich nie richtig zerschlagen, sondern nur gespalten worden war. In eine Gruppe, die den alten Vorstellungen nachkam, aber es gab auch eine zweite, die sich auf die Seite des Dämons Baphomet geschlagen hatte und den höllischen Weg gegangen war.

Die erste Templer-Gruppe besaß einen Anführer. Er war nicht mehr der Jüngste, aber seine jüngeren Mitbrüder brachten ihm Hochachtung und Respekt entgegen, denn Abbe Bloch hatte sich in seinem ganzen Leben gegen die Seite der Hölle gestellt und hatte es auch geschafft, eine Gruppe oder Truppe von Gleichgesinnten um sich zu scharen, die auf dem geschichtsträchtigen Gelände wie eine Horchtruppe hockte und darauf programmiert war, die andere Gruppe der Templer zu bekämpfen.

Einen Sieger hatte es bisher nicht gegeben. Es stand unentschieden, mit leichten Vorteilen für die Männer um den Abbe.

Er war keiner mehr, der an die Front ging und kämpfte. Er arbeitete aus dem Hintergrund. Sein Wissen und seine Erfahrung waren unschätzbar, und er besaß den Würfel des Heils.

Wer ihn erklären wollte, der musste sich mit dem Begriff Orakel befassen, denn es war der Würfel, der den Abbe schon vor manchen Gefahren gewarnt hatte. Der Würfel selbst konnte nicht als Waffe eingesetzt werden, doch dank seiner Kräfte war er oft effektiver als eine normale Waffe.

In der letzten Zeit war es ziemlich ruhig geblieben. Die Templer hatten in Ruhe arbeiten können. Es war wieder umgebaut worden. An der Rückseite war das recht flache Bauwerk, das von vorn so nichtssagend aussah, verbreitert worden, und dieser Anbau diente als Medium-Zentrum.

Internet, Fax - all die modernen Kommunikationsmittel standen auch den Templern zur Verfügung. Unter den Brüdern gab es Menschen, die perfekt darin ausgebildet waren.

Und doch war es nicht die Seele des Ganzen, denn als sie musste man den Abbe ansehen. Er war der Mensch, der den Würfel besaß. Er war derjenige, der fühlte, der bestimmte Stimmungen aufnahm, und diejenigen aus der letzten Zeit gefielen ihm nicht.

Es gab nämlich keine.

Es war zu ruhig.

Genau das machte den Abbe nervös. Er glaubte einfach nicht daran, dass sich die Baphomet-Templer freiwillig zurückgezogen hatten. Sie brüteten immer wieder etwas aus, doch Hinweise gab es darauf nicht. Selbst der Würfel hatte sich ruhig verhalten.

Nur der Abbe spürte es. Es war vergleichbar mit den Menschen, die

auch einen Wetterumschwung körperlich mitbekamen, und so blieb es nicht aus, dass der alte Templer-Führer immer nervöser wurde.

Das fiel seinen Mitbrüdern auf. Besonders einem hochgewachsenen Mann mit dem Namen Godwin de Salier. Er war ein Mensch, der zur Zeit der Kreuzzüge gelebt hatte. Auf einer Zeitreise war er von den Templern und deren Freund John Sinclair in die Zukunft geholt worden, in der er sich sehr wohlfühlte und es zum Stellvertreter des alten Abbe geschafft hatte.

Dem blondhaarigen Mann mit den blauen Augen fiel das Verhalten des Abbe natürlich auf. Er hatte dessen Unzufriedenheit bemerkt, sich jedoch mit Fragen zurückgehalten, denn Bloch konnte unwirsch reagieren, wenn man ihn zu stark bedrängte.

Es kam der Tag, an dem Godwin de Salier nicht mehr länger warten wollte. Er hatte sich den Zeitpunkt genau ausgesucht, denn er wusste sehr gut, dass der Abbe bei schönem Wetter, wenn es noch nicht zu heiß war, einen Spaziergang in dem kleinen Garten machte, der von einer recht hohen Mauer umgeben war.

An diesem Tag im Mai schien zwar die Sonne, aber es war noch nicht zu heiß. Ideal für einen kleinen Gang nach dem Essen. Bloch nahm dies auch wahr. Er verzichtete auf seinen Mittagsschlaf und spazierte durch das kleine Refugium, in dem es auch drei Bänke gab, die durch Hecken geschützt wurden und an relativ schattigen Orten standen. Wer zu müde war, konnte dort rasten.

Godwin de Salier hatte den Templer-Führer von einem Fenster aus beobachtet. Er selbst stand im Halbdunkel, damit er nicht entdeckt werden konnte.

Bloch war schon älter. An diesem Tag allerdings kam er Godwin noch älter vor. Er ging seine Wege, aber er schritt dabei ziemlich gebückt, den Blick auf die Füße gerichtet, als würde er von schweren Sorgen geplagt. Manchmal kam er Godwin vor wie der Papst, der ebenfalls so gebückt ging.

Den Abbe quälten Sorgen. Das stand für Godwin fest. Aber warum sprach er nicht mit seinen Mitstreitern darüber? Auf diese Frage hatte der jüngere Templer noch keine Antwort gefunden. Er war da nur auf Vermutungen angewiesen und konnte nur raten. Wenn sich Bloch so verschlossen gab, konnte es eigentlich nur daran liegen, dass ihn ein persönliches Problem beschäftigte. Möglicherweise eine Krankheit, die sich anbahnte, und mit der er allein fertig werden wollte.

Allein befand er sich auch im Garten, in dem die Templer Obst, Gemüse und auch Kräuter anbauten. Der Garten war im letzten Jahr angelegt worden, und sie konnten bereits ernten.

Godwin sah den Templer-Führer genau. Er saß auf der Mitte der weiß gestrichenen Bank, hielt die Beine ausgestreckt und hatte die Arme vor

der Brust verschränkt. Der junge Mann besaß gute Augen. Er sah genau, dass Bloch ins Leere blickte oder in irgendwelche imaginären Fernen, die nur für ihn interessant waren, weil sich dort irgendwelche Bilder abmalten.

„Bon“, sagte de Salier leise zu sich selbst. „Das kann man ja nicht mit ansehen. Dem Mann muss geholfen werden. Auch wenn er nicht reden will, er soll merken, dass wir uns Sorgen machen. Kann sein, dass es ihm gut tut.“

Der jüngere Templer setzte seinen Vorsatz sofort in die Tat um. Er verließ seinen Platz am Fenster, ging durch den Flur an der Rückseite des Hauses, an der auch der neue Anbau lag, und öffnete sehr bald schon die Tür zum Garten.

Bloch hatte ihn nicht gehört. Es gab einen direkten Weg zur Bank hin, den wollte Godwin nicht nehmen. Es sollte nicht so aussehen, als hätte er sich etwas Bestimmtes vorgenommen.

Aus diesem Grund ging er einen kleinen Umweg und lief von der Seite her auf den Abbe zu. Der musste ihn hören, denn unter Godwins Füßen knirschten die kleinen Kieselsteine auf dem Weg.

Bloch hielt die Augen geschlossen. Er saß zwar entspannt auf der Bank, aber er schlief nicht. Das bewies er de Salier nach wenigen Augenblicken.

„Du willst mich besuchen, Godwin?“

„Hast du mich gesehen?“

„Nein, nur gehört. Ich kenne deine Schritte. Sie sind einfach zu prägnant. Vergiss nie, dass ich mal blind gewesen bin. Meine Sinne sind noch sehr geschärft.“

„Natürlich.“

„Willst du mich besuchen?“

„Nun ja, ich wollte mich etwas bewegen. Ich sah dich im Garten und...“

„Keine Ausrede, Godwin, du wolltest zu mir.“

„In der Tat.“

„Dann nimm Platz.“

De Salier war froh, dass es so gelaufen war. Da fiel ihm der Einstieg auch leichter.

„Noch kann man es aushalten“, sagte der Abbe mit leiser Stimme.

„Die Sonne brennt noch nicht zu heiß. Das wird sich sehr bald ändern, denke ich mir.“

„Stimmt.“

„Die Luft ist so wunderbar mild. Und angefüllt mit Gerüchen und Aromen. Genieße es, mein Freund. Die kleinen Freuden sind oft mehr wert als ein großes Vermögen.“

„Das denke ich auch.“

„Wunderbar. Dann lass uns schweigen...“

Godwin musste seine Ungeduld schon im Zaum halten, obwohl ihm die Fragen auf den Nägeln brannten. Aber Bloch hatte Recht. Die Ruhe tat wirklich gut, und sie wurde nur vom Summen der Insekten durchbrochen. Eine Weile verging, keiner der beiden schaute auf die Uhr. Selbst der jüngere Templer spürte die Müdigkeit, die ihn überkam, und er war schon kurz eingedöst, als ihn die Stimme des Abbes wieder hochschrecken ließ.

„Ich glaube nicht, dass du grundlos zu mir gekommen bist. Ich finde es auch gut, wenn du mir Gesellschaft leistest, aber gewisse Dinge spürt man einfach. Du hast etwas auf dem Herzen, mein Freund, was dich stark beschäftigt.“

De Salier musste leise lachen. „Wie immer kann man dir nichts vormachen.“

„Das ist richtig. Wenn du erst mein Alter erreicht hast und die Erfahrungen hinter dir hast, wird es dir ebenfalls so ergehen. Bitte, sprich dich aus. Was bedrückt dich?“

„Es geht nicht um mich.“

„Aha.“ Der Abbe hielt die Augen noch immer geschlossen. „Eher um mich, nicht wahr?“

„Ja. Warum sollte ich lügen?“

„Nein, das möchte ich wirklich nicht, mein Freund. Ich will, dass wir offen miteinander umgehen.“

„Das werde ich auch.“

„Dann berichte mir, was dir an mir nicht passt.“

„Nein, nein, so kann man es nicht ausdrücken, Abbe. Das würde ich mir zudem nie erlauben, so zu denken. Es ist etwas anderes. Ich Sorge mich einfach um dich.“

Bloch lächelte. „Das ist sehr ehrenhaft von dir. Aber was bereitet dir Sorgen?“

„Dein Verhalten.“

„So...?“

„Ja.“

„Was tue ich denn?“

Godwin de Salier schnaufte, als er Luft holte. „Du tust im Prinzip nichts. Du verhältst dich nur anders als sonst. Das habe nicht nur ich festgestellt, sondern auch unsere anderen Freunde. Dein Lachen ist verschwunden. Deine Bewegungen sind anders geworden. Du gehst durch das Haus und durch den Garten wie jemand, der von Sorgen geplagt ist oder mit einer Krankheit zu kämpfen hat. Das ist uns allen fremd. Es bereitet uns Probleme.“

Der Abbe lächelte. „Kann man sich etwas Besseres wünschen, als dass sich andere Menschen um einen sorgen?“

„Da stimme ich dir im Prinzip zu. Aber hier geht es um andere Dinge. Wir glauben nämlich, dass deine Sorgen auch uns angehen. Bitte, du kannst dagegen sprechen, aber es ist nun mal so. Wir leben hier ja nicht nur vor uns hin, sondern haben schwere Aufgaben zu erledigen.“

„Daran denke ich auch.“

„Macht dir das Sorgen?“

Es war genau der Zeitpunkt gekommen, an dem der Abbe seine Augen wieder öffnete. Zugleich verhärtete sich sein Gesicht. Für Godwin stand fest, dass er den trennenden Graben übersprungen hatte. Er wartete ab, was ihm Bloch zu berichten hatte.

„Es war sehr ruhig in der letzten Zeit bei uns, nicht wahr?“

„Da kann ich nicht widersprechen.“

„Zu ruhig?“

„Möglich.“

„Eine Ruhe vor dem Sturm“, formulierte der Abbe.

„Siehst du das so?“

„Ja.“

De Salier ließ eine kurze Pause verstreichen, bevor er die nächste Frage stellte. „Kann es unter Umständen sein, dass der Würfel dir einige Auskünfte gegeben hat?“

„Ich wäre froh, wenn er es getan hätte, Godwin. Leider ist das nicht der Fall gewesen. Ich konnte mich plötzlich nicht mehr auf den Würfel verlassen...“

„Bitte?“

„Ja, so ist es. Ich weiß, dass etwas auf uns zukommt. Nicht nur auf uns, so vermessen will ich nicht sein. Ich sage deshalb, es kommt etwas auf die Menschen zu.“

„Und du hast keine Ahnung, was es ist?“

„Nein, die habe ich nicht. Das bedrückt mich. Es bereitet mir große Sorgen. Soll ich den Würfel jetzt wegwerfen, weil er seine Macht verloren hat?“

„Um Himmels willen, nein.“

„So denke ich auch.“

„Was willst du tun?“

„Genau darüber grübele ich nach. Ich weiß es nicht. Ich habe noch keine Lösung gefunden.“

„Wann hast du denn den letzten Test mit dem Würfel durchgeführt?“, erkundigte sich der jüngere Templer.

„Gestern.“

„Keine Antwort?“

Bloch krauste die Stirn. „Das kann man so nicht sagen, Godwin. Ich habe schon eine Reaktion bekommen. Nur anders als ich sie eben gewohnt bin, verstehst du?“

„Nicht richtig.“

„Der Würfel hat mir nichts gezeigt.“

„Er ist also nicht konkret geworden.“

„Genau.“

„Was hast du stattdessen gespürt?“

„Etwas sehr Unangenehmes, mein Freund. Es drang in mich ein. Ich sah es schon als eine Botschaft an, das ist keine Frage, aber sie passte mir nicht. Sie warnte nur, sie lachte mich auch aus, was immer du willst. Im Würfel bewegte sich etwas. Es entstanden auch die Schlieren, aber ich sah kein Bild.“

„Hat man ihn manipuliert?“, flüsterte de Salier.

„Das will ich nicht hoffen. Leider kann ich es nicht ausschließen. Ich habe mit keinem von euch darüber gesprochen, weil es noch zu vage ist. Aber ich habe meine Meinung geändert. Zumindest du sollst Bescheid wissen.“

Godwin nickte. „Danke, dass du mich ins Vertrauen gezogen hast. Aber hast du denn darüber nachgedacht, was es sein könnte? Wer sich da meldet?“

„O ja, das habe ich. Du kannst dir nicht vorstellen, wie oft sich meine Gedanken darum gedreht haben, und ich bin frustriert, weil ich keine Lösung weiß.“

„Auch keinen Ansatz?“

Der Abbe zuckte mit den Schultern. „Natürlich gäbe es jemand, der sich darüber freut, wenn der Würfel seine Macht verliert. Und mir spukt natürlich ein Name durch den Kopf.“

„Baphomet!“

„Du hast es erfasst, Godwin.“

De Salier schluckte. Der Dämon mit den Karfunkelaugen war ihr Erzfeind Nummer eins. Er stand als böse Figur zumeist hinter diesen verfluchten Aktivitäten. Der Gedanke an ihn sorgte bei de Salier für einen roten Kopf.

„Bist du dir denn sicher?“

„Nein.“

„Hast du schon mit John Sinclair über deine Probleme gesprochen?“

„Auch das nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Ich muss erst mehr herausfinden. Bisher tappe ich noch zu sehr im Dunkeln.“

„Und wie willst du das in die Wege leiten, wenn ich fragen darf?“

„Es ist ein Problem, das gebe ich zu.“

Godwin hatte noch einige Fragen auf dem Herzen, aber er stellte sie nicht und wartete ab, bis der Templer-Führer wieder das Wort übernahm.

„Ich habe mir natürlich meine Gedanken darüber gemacht, und ich weiß nicht, ob ich bei der Lösung richtig liege, die mir durch den Kopf spukt.“

„Welche ist das denn?“

„Nun ja, Godwin. Es ist eine Lösung, bei der ich mich auch auf dich verlassen muss.“

„Das steht außer Frage.“

„Gut, dann werde ich jetzt mit dir darüber reden. Das Grundproblem ist doch, dass wir uns vom Würfel im Stich gelassen fühlen. Da habe ich mir gedacht, dass unser Haus im Moment nicht der richtige Ort für den Würfel ist. Deshalb kam mir der Gedanke, dass wir es an einem anderen Ort versuchen sollten.“

„An welchem?“

Der Abbe hatte seinen jüngeren Mitbruder bisher nicht angeschaut.

Vor seiner Antwort drehte er den Kopf. „Ich dachte mir, dass wir es in der Kathedrale der Angst versuchen.“

De Salier schrak zusammen. „In der Schlucht?“

„Ja. Dort, wo mal das silberne Skelett des Hector de Valois seine letzte Ruhestätte erlebt hat. Du weißt selbst, dass es eine besondere Zone ist.“

„Richtig.“

„Auch wenn es das Skelett nicht mehr gibt und durch die Kraft der Bundeslade verschmolzen wurde, so ist dieser Ort noch magisch aufgeladen. Ich gehe davon aus, dass die andere Seite ihn längst wieder übernommen hat. Da könnten wir vielleicht Glück haben.“

De Salier dachte kurz nach. „Die Chancen stehen gar nicht so schlecht, finde ich.“

Bloch lächelte. „Dann bist auch du mit meiner Idee einverstanden? Oder kannst dich zumindest damit anfreunden.“

„Auf jeden Fall. Wann sollen wir fahren?“

„So schnell wie möglich.“

„Also jetzt?“

„Natürlich, Godwin.“

De Salier war froh. Die Zeit der Lethargie war vorüber. Und er freute sich auch, dass der Templer-Führer wieder lächeln konnte.

Dieser Ort ist schrecklich! So stand es am Eingang zur Kathedrale der Angst, die keine war und auch keine Ähnlichkeit mit einer Kirche auswies. Es war mehr ein Synonym und ein Sinnbild. Wer wollte, der konnte die gesamte steile und dunkle Felswand als eine Kathedrale und den schmalen Spalt in der Wand als Eingang in die Tiefe betrachten.

Es war so etwas wie eine Schlucht, an deren Ende früher das silberne Skelett des Hector de Valois in einem steinernen Sarg gelegen hatte. Diese Zeiten waren vorbei. Es hatte John Sinclair damals unter anderem den Weg zur Bundeslade gezeigt, und dabei hatte es sich für den

Geisterjäger geopfert.

So war dessen Vorfahr zum zweiten Mal gestorben, aber diesmal für immer und ewig.

Die beiden Männer hatten den Eingang der Schlucht erreicht.

Den letzten Rest der Strecke hatten sie zu Fuß gehen müssen, denn die Beschaffenheit des Untergrunds machte ein dichtes Heranfahen so gut wie unmöglich. Der Boden bestand aus einem grauen porösen, unebenen Vulkangestein, das jeden Reifen ruiniert hätte.

Der Abbe war froh, einen Helfer an seiner Seite zu haben, denn in der Sonne des Nachmittags, die schon stark brannte, war der Weg doch sehr hart gewesen.

Auf Blochs Kopf saß eine dunkle Baskenmütze, deren Stoff ihn vor den Strahlen der Sonne schützte. Die Männer trugen nicht die Templer-Kutten. De Salier war sogar salopp gekleidet.

Jeans und ein T-Shirt reichten ihm aus.

Vor dem Eingang hob der Abbe den Kopf. Er schluckte, als er die Worte las. Sie waren in lateinischer Sprache in das Felsgestein eingemeißelt worden.

„Terribilis est locus iste.“

Dieser Ort ist schrecklich.

Er war es auch. Er war es noch immer. Möglicherweise jetzt mehr denn je, wo das silberne Skelett des Hector de Valois nicht mehr in der Schlucht wachte.

„Gehen wir?“, fragte de Salier leise.

„Sofort. Die Erinnerungen haben mich etwas durcheinander gebracht.“

Bloch ließ es sich nicht nehmen, als Erster die Kathedrale zu betreten. Er schob sich in den dunklen Spalt hinein.

Das von vorn einfallende Licht reichte nicht weit. Es verlor sich sehr schnell. Wer den Kopf sehr weit in den Nacken legte und in die Höhe schaute, der sah ein schmales Stück des Himmels, das ihm zwischen den Felsen vorkommen musste wie eine verloren gegangene Hoffnung.

Meter für Meter schoben sich die beiden Männer in den finsternen Schlauch hinein. De Salier war auf Nummer sicher gegangen. Von seinem Gürtel hakte er die Taschenlampe los.

Der helle Lichtarm schob sich an dem vor ihm gehenden Abbe vorbei und sorgte so dafür, dass Bloch auch sehen konnte und nicht in Gefahr lief, auf dem unebenen Boden zu stolpern. Die fratzenhaften Figuren im Bereich des Eingangs hatten sie hinter sich gelassen. Ebenso die Wärme und die heißen Strahlen der Sonne.

Zwischen den Wänden lauerte die Kühle, die sie schon als Kälte empfanden. Für viele Menschen wäre eine derartige Temperatur angenehm gewesen, nicht aber für die beiden einsamen Männer. Sie kam ihnen klamm und klebrig vor, als hätte sich noch etwas anderes

zwischen den Wänden gehalten.

Es gab das Böse. Man konnte es manchmal sehen, wenn es Menschen übernommen hatte. Aber es war normalerweise nicht zu beschreiben und nur zu spüren, wie de Salier und der Abbe sehr genau merkten. Keiner von ihnen fühlte sich wohl.

Sie schauten sich immer wieder vorsichtig um, als lauerten rechts und links in den dunklen Wänden unzählige Feinde, die nur auf einen Fehler warteten.

Tiefer und tiefer schritten sie in den Bereich der Kathedrale ein. Der Himmel über ihnen war zwar zu sehen, aber der Ausschnitt war noch schmaler geworden. Von unten her hatte der Streifen die Breite eines Fingers bekommen.

Wie oft hatte der Abbe diesen Ort schon betreten. Aber jedes Mal kam es ihm wie eine Premiere vor, denn das unheimliche Gefühl erfasste ihn stets.

Vor ihm tanzte der Lichtstrahl über das dunkle Gestein.

Selbst sein Kegel schien nicht so hell zu sein wie in der normalen Finsternis der Nacht.

Es gab auch keine anderen Geräusche, nur ihre eigenen Schritte, und als Godwin wieder mal den Arm anhub und ihn dabei vorstreckte, sodass der Lichtarm noch weiter in die Finsternis stieß, da erwischte er das Ende der Schlucht.

Es war eine Wand, eine Mauer, auf dem sich der helle Kreis abmalte. Aber davor stand die letzte Ruhestätte des verstorbenen Hector de Valois, der steinerne Sarg.

„Er ist noch da“, flüsterte Godwin.

„Ihn wird auch niemand stehlen, mein Freund. Er bleibt als Zeugnis eines Gerechten hier stehen, der alles versucht, letztendlich jedoch verloren hat.“

Es hatte nicht mal Trauer in der Stimme mitgeklungen. Der Abbe nahm die Sachlage hin wie sie war.

Sie mussten noch wenige Schritte bis zum Sarg zurücklegen.

Dann blieben die beiden Männer links und rechts neben dem Sarg stehen.

Sie blickten sich an. Umgeben waren sie vom kalten Lichtschein der Lampe. Godwin hütete sich, eine Frage zu stellen.

Der Abbe sollte sich in Ruhe umschaun und die Atmosphäre dieses Ortes auf sich wirken lassen.

Erst als ihn der Blick des Templer-Führers traf, stellte er die Frage. „Geht es dir jetzt besser?“

Bloch lächelte. „Sagen wir so. Ich fühle mich neutral. Und es steckt ein Wissen in mir, dass ich den Fall möglicherweise aufklären kann. Nicht lösen, Godwin, das wäre zu viel verlangt. Aber wir werden einen

großen Schritt weiterkommen.“

„Es würde mich freuen.“

„Ja, auch mich.“

Bisher hatte der Abbe den Würfel noch nicht hervorgeholt.

Aber er war für beide das Wichtigste in diesen spannenden Minuten. Bisher hatten sie es nicht geschafft, die Tür aufzustoßen, und das sollte ihnen durch den Würfel gelingen.

Godwin schaute in den leeren Sarg, in dem das silberne Skelett aus der Vergangenheit gelegen hatte. Das wiederum erinnerte ihn an sein eigenes Schicksal, denn auch er stammte aus einer Zeit, die schon Jahrhunderte von Jahren zurücklag.

Als er das Schaben von Stoff hörte, hob er den Blick und konzentrierte sich auf Bloch.

Der Abbe hatte den Würfel des Heils hervorgeholt und hielt ihn zwischen seinen Handflächen fest. Noch immer staunte Godwin ihn an, denn der Würfel war für ihn ein magisches Wunder.

Es existierte noch ein Gegenstück, der Würfel des Unheils.

Der aber befand sich im Besitz eines mächtigen Dämons, des Spuks. Hätte es nicht den Würfel des Heils gegeben, dann hätte der Spuk verdammt viel Unheil anrichten können. So aber neutralisierten sich die beiden gegenseitig.

„Wir wollen hoffen und beten, dass wir das Richtige getan haben, Godwin.“

„Bestimmt“, sagte er lächelnd.

„Die nächsten Sekunden werden es uns zeigen.“

Godwin de Salier wusste, was nun folgte. Schließlich lebte er schon lange genug bei den Templern. Der Abbe konnte jetzt keine Störung gebrauchen, weil er sich konzentrieren musste.

Es war auch für ihn nicht einfach, zwischen sich und dem Würfel eine Brücke zu schlagen, um sich praktisch in ihn hineinzusetzen. Wenn es einen Erfolg geben sollte, mussten beide eine Einheit bilden.

Bloch ging noch ein wenig zurück, weil er durch die Felswand eine Stütze im Rücken haben wollte. Die Beschwörung strengte ihn an. Das Orakel forderte seine gesamte Kraft, und er schloss beide Augen.

De Salier verhielt sich still. Er wollte den Templer-Führer auf keinen Fall stören und aus dem Konzept bringen.

Man sah es dem Abbe nicht an, welche Kraft in ihm steckte. Er wirkte so klein und vor der hohen Wand noch kleiner, aber er wusste genau, wie er sich verhalten musste, um die Brücke zwischen den Dimensionen entstehen zu lassen.

Godwin wandte den Blick ab, um sich auf den Würfel zu konzentrieren. Er kannte ihn, aber es war für ihn stets etwas Besonderes, ihn in Aktion zu sehen.

Im Prinzip sah er unscheinbar aus. Er passte gut zwischen die Handflächen des Abbe. Seine Farbe war nie genau zu bestimmen.

Als Grund sah er rot aus. Das war zu einfach, denn er tendierte auch zu einem dunkleren Ton hin, ins Violette. Wenn er allerdings mit dem Menschen eine Verbindung einging, änderte sich die Farbe. Da drang plötzlich eine andere Kraft und Macht in ihn hinein, um ihn zu manipulieren. Da schien sein Interesse zu leben, und es entstanden dann völlig neue Farbvarianten, obwohl die Grundtendenz gleich blieb.

Zeit verstrich. Godwin de Salier wusste nicht, ob es Sekunden oder Minuten waren. Er schaute auch nicht auf die Uhr und hatte sich völlig der Betrachtung hingegeben. Der Blick war nach unten gesenkt, als wollte er sich in den Würfel hineinversenken.

Der Abbe hatte die Kathedrale der Angst nicht grundlos betreten. Godwin glaubte, dass der Würfel indirekt an seiner Nervosität die Schuld trug. Bloch hatte Warnungen empfangen.

Man konnte ihn als einen sehr sensiblen Menschen ansehen, der zudem auf seine Erfahrungen baute.

Es passierte! Nicht Bloch, sondern der jüngere Templer schreckte plötzlich zusammen, als er die Veränderung bemerkte. Es begann mit dem Spiel der Farben. Die Grundfarbe veränderte sich. Sie trieb auseinander, sie löste sich nicht auf, aber sie teilte sich in zahlreiche Rottöne. Mal heller, mal dunkler.

Für de Salier war es wahnsinnig spannend geworden. Zwar stand er noch nicht vor der Entscheidung, doch der Anfang war gemacht, und Bloch hatte wieder mal den entsprechenden Riecher besessen.

Nur schien er diesmal unzufrieden zu sein. Mehrere Male schüttelte er den Kopf. De Salier traute sich nicht, eine Frage zu stellen, weil er ihn nicht in seiner Konzentration stören wollte. Dafür hörte er ihn dann heftig atmen. Der Abbe hob den Blick. Er sah seinen Begleiter direkt an.

„Es ist so anders, Godwin.“

„Wie denn?“

„Ich... ich... kann es dir nicht sagen. Der Würfel reagiert, aber er reagiert anders, verstehst du?“

„Nein, leider nicht.“

„Es gibt keine Botschaft für mich. Du siehst selbst, dass sich die Schlieren nicht zeigen.“ Er hob die Schultern. „Genau das begreife ich einfach nicht. Da ist eine Sperre.“

„Hast du keine Verbindung erhalten?“

Bloch wusste es nicht genau. Auch seine Antwort klang wenig konkret. „Ja und nein. Er hat sich verändert, das stimmt schon, aber er wehrt sich gegen mich.“

„Hast du eine Erklärung?“

„Sicher, Godwin. Es kann sich nur um eine andere Macht handeln, die

ihn manipuliert, aber noch nicht umgedreht hat.“

Godwin de Salier merkte, dass ihm der kalte Schweiß aus den Poren trat. „Willst du etwas ändern? Oder willst du den Versuch einfach abbrechen?“

„Nein, das möchte ich nicht. Es ist doch etwas vorhanden. Ich will es herausfinden, Godwin. Ich will es sehen, verstehst du das? Es muss sich wenigstens im Kleinen zeigen. Ich brauche nur einen Hinweis, dann bin ich zufrieden.“

„Greift dich das Andere an?“

„Nein, das passiert nicht. Es ist da, aber es versucht nicht, mich in seine Gewalt zu bekommen. Es kann auch sein, dass es mich verhöhnt. So genau kann ich das nicht feststellen. Ich werde allmählich nervös, verstehst du?“

„Bestimmt.“

Der Abbe hatte genug gesprochen. Er war tatsächlich ein Kämpfer und machte weiter. Seine gesamte Konzentration galt nach wie vor dem Würfel, in dessen Inneren sich die in verschiedene Töne aufgeteilte Farbe bewegte, es jedoch nicht schaffte, die hellen Schlieren entstehen zu lassen, die eine Botschaft transportierten.

Wieder verstrichen die Sekunden, ohne dass der Abbe etwas Neues erlebte und sich meldete. Wie ein auf den Rücken gelegter Klotz stand der offene Sarg zwischen ihnen. Godwin de Salier wünschte sich in diesen Augenblicken das silberne Skelett des Hector de Valois herbei, denn er hätte ihnen möglicherweise helfen können.

Das Innere des Würfels „entwickelte“ sich. Es war an der Reaktion des Templer-Führers abzulesen. Der Abbe stand nicht mehr so starr auf dem Fleck. Irgendeine Kraft war von außen her in ihn eingedrungen und schüttelte ihn durch, sodass er zu zittern begann.

Godwin sah es mit Sorge. Er wollte etwas fragen, er wollte auch helfen, aber Bloch kam ihm zuvor.

„O Gott, das darf nicht wahr sein...“

„Was denn?“

„Das ist Wahnsinn. Verrückt. Ich will es nicht!“, brüllte er plötzlich los.

„Was denn?“

Der Abbe riss den Kopf in die Höhe. Er starrte den jüngeren Mann an, gab aber keine Antwort.

Dafür geschah etwas anderes.

Als wäre der Würfel bleischwer, geworden, rutschte er dem Abbe zwischen den Händen hervor. Er fiel nach unten und landete im offenen Sarg. De Salier wollte sich bücken, um ihn anzuheben, aber der andere Templer schrie ihn an.

„Nein, lass es! Es ist nicht gut! Es ist überhaupt nicht gut! Ich will ihn

nicht mehr...“

„Bitte?“

Bloch schnappte nach Luft. De Salier konnte sich nicht erinnern, den Abbe jemals so erlebt zu haben. Es war alles anders geworden. Er hatte seine Sicherheit verloren. Er presste sich so hart gegen die Wand, als wollte er sich in deren Gestein verstecken.

De Salier war völlig durcheinander und verstand die Welt nicht mehr. Er bückte sich, um sich eine Antwort durch den Würfel geben zu lassen, aber auch da war nichts Konkretes zu sehen. Der Würfel lag im offenen Steinsarg und gab sich dem rasch wechselnden Farbenspiel hin. Er sah die verschiedenen Bewegungen, ohne dass die hellen Schlieren aufgetreten wären, aber er konnte nicht erkennen, was den Abbe so erschreckt hatte.

Für beide Männer passierte es urplötzlich.

Bloch schrie auf, während Godwin nur zurückzuckte, als der Würfel explodierte.

Nein, es sah nur so aus. Er flog nicht in die Luft. Es war nur ein irrsinniges Spiel aus Farben und Licht, das beide Männer umhüllte und dabei über die Wände der Schlucht tanzte.

Die Templer wurden geblendet. Der Abbe schaute nach unten, während Godwin die Hand vor sein Gesicht riss, um diesem verwirrenden Spiel zu entgehen.

Er verdeckte das Gesicht nicht völlig. Durch die Spalten zwischen den Fingern stellte er fest, dass die hektischen Bewegungen verflachten und dann zur Ruhe kamen.

Er ließ die Hand sinken - und schrak abermals zusammen, denn was er da sah, damit hätte er nicht gerechnet.

Nichts hier in der Umgebung sah mehr so aus wie sonst.

Die Wand vor ihm hatte ihre Uniformität verloren. Auf ihr malte sich ein breites farbiges Bild ab, als hätte ein Maler in den letzten Sekunden den Pinsel geschwungen.

Godwin war erstaunt, aber nicht erschreckt. Im Gegensatz zu dem Abbe, denn ihn hörte er stöhnen und flüstern: „Das... das ... kann doch nicht wahr sein...“

„Was meinst du?“

„Das!“ Bloch deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf das Gemälde.

Godwin stellte keine weiteren Fragen mehr. Er wusste, was jetzt wichtiger war. Sein Blick löste sich nicht von diesem Motiv, das flach und zugleich sehr tief war.

Es war ein Schockgemälde! Im Vordergrund lag eine dunkelhaarige Frau auf dem Boden.

Sie trug die Fetzen eines dunklen Kleids am Körper. An den Hand-

und an den Fußgelenken war sie gefesselt. Vier Eisenmanschetten umklammerten sie. Verbunden waren sie durch die Glieder einer Kette.

Die Frau lag da wie auf dem Präsentierteller. Den Kopf hatte sie nach links gedreht, der Mund war geöffnet, ebenso die Augen, in denen der Blick von einer grenzenlosen Leere sprach.

Um die Frau herum ragten mächtige Felsen auf, die eine riesige Lücke aufwiesen. Von dort strahlte ein blaues und auch ein grünes Licht gegen die beiden Templer. Aus dem Licht hervor flogen zahlreiche Fledermäuse in den Vordergrund des Bildes hinein und damit auf die gefesselte Frau zu.

Das alles wurde von einer mächtigen Gestalt bewacht, von der nur der übergroße Kopf und die Ansätze der Schultern zu sehen waren. Ein Gesicht, in dem sich ebenfalls die Farbe abzeichnete. Es sah tot aus, und zugleich hart.

In den offenen Augen schimmerte Licht. Es konnten auch leere Augenhöhlen sein, so genau war es nicht zu erkennen.

Sehr dunkle Haare umwuchsen das Totengesicht bis weit über die Ohren hinweg.

Godwin de Salier begriff nicht, weshalb sich der Templer-Führer so verhielt. Okay, auch ihm war der Anblick nicht eben sympathisch. Er zeigte etwas von einer tiefen Hölle, von einer Welt ohne Gefühl. Aber deshalb zitternd davor stehen zu bleiben, das kapierte der junge Templer einfach nicht.

Er wartete den Zeitpunkt ab, an dem der Abbe tief durchatmen musste. Dann sprach er ihn an.

„Bitte, was ist los mit dir? Warum reagierst du so...?“

Bloch gab die Antwort, ohne Godwin dabei anzuschauen. „Er ist es, er ist zurückgekehrt. Direkt aus der Hölle.“

Godwin begriff nichts. „Von wem redest du? Kennst du die Gestalt mit dem Gesicht.“

„Und ob...“

„Wer ist sie?“

„Der Grusel-Star.“

„Na und?“

„Verflixt, begreife doch. Es ist der Grusel-Star. Es ist Vincent van Akkeren...“

Godwin de Salier sagte nichts. Nur kam er sich vor, als hätte er Säure getrunken. Natürlich war ihm der Name Vincent van Akkeren ein Begriff. Bloch hatte oft genug von ihm gesprochen, und dabei war kein einziges positives Wort gefallen.

Der jüngere Templer rekapitulierte, was er über van Akkeren wusste. Eigentlich nicht zuviel, aber das Wenige reichte schon aus.

Van Akkeren, auch der Grusel-Star genannt, war Chef der abtrünnigen Templer. Er hatte einen besonderen Draht zu Baphomet, dessen Geist zum Teil in ihm steckte.

Wenn van Akkeren dies offen zeigte, dann erschien in seinem Gesicht ein roter Höllenschein. Er hatte auch einen menschlichen Beruf gehabt. Er war Regisseur so genannter Snuff-Filme gewesen. Streifen, in denen echte Morde passierten. Er hatte den Templern und dem Sinclair-Team wahnsinnig viel Ärger eingebracht. Keiner wusste so recht, ob er tot war. Es hieß, er wäre in die Hölle geflüchtet, um sich dort zu verstecken und auf seine neue Zeit vorzubereiten.

Godwin de Salier hatte nie etwas mit ihm zu tun gehabt. Er kannte ihn nur aus den Beschreibungen des Templer-Führers.

Was er jetzt sah, war nicht so schlimm, doch jetzt drängten sich die Erinnerungen in ihm hoch. All das, was er von Bloch wusste, kam wieder durch.

Der Abbe hatte sich wieder gefangen und drehte Godwin das Gesicht zu. Das Bild strahlte genügend Licht ab, um die Veränderung in den Zügen erkennen zu lassen. Bloch war grau geworden. Noch schärfere Falten zeichneten sein Gesicht. Die Lippen waren so hart zusammengedrückt, dass sie sämtliche Farbe verloren hatten.

„Er ist es“, erklärte der Abbe mit kaum verständlicher Stimme. „Es ist Vincent van Akkeren.“

Godwin nickte. „Ich glaube dir.“

„Er ist wieder da...“

De Salier konnte nicht zusehen, wie Bloch litt. Er ging zu ihm und stützte ihn. „Bitte, das ist nur ein Bild. Es ist keine Wirklichkeit. Abbe. Es ist...“

„Ein Omen. Ich habe es geahnt, und der Würfel wusste auch Bescheid. Van Akkeren ist nicht tot. Er war nie tot. Er war nur verschwunden. Er hat neue Kräfte gesammelt, und nun ist er dabei, seine Rückkehr vorzubereiten. Lange haben unsere Feinde darauf warten müssen. Es war nicht vergebens. Die Baphomet-Templer werden wieder ihren neuen alten Anführer bekommen.“

Godwin widersprach lahm. „Das ist doch nicht sicher...“

„Der Würfel lügt nicht. Ich habe es gewusst. In der letzten Zeit habe ich zu oft die Warnungen erhalten, obwohl ich nichts damit anfangen konnte. Man hat mich vorbereiten wollen. Man hat mich geführt, und das hat auch geklappt. Ich bin an der richtigen Stelle. An diesem Ort ist das Böse. Das hat auch Baphomet gespürt und seinen ersten Diener losgeschickt.“

„Gut. Was machen wir?“

Bloch hob die Schultern. Es kam nicht oft vor, dass er hilflos wirkte, aber hier war das der Fall.

De Salier hielt den älteren Mann fest, um zu verhindern, dass er zusammenbrach. Es war jetzt wichtig, dass sich jemand in seiner Nähe aufhielt.

Er schaute auf das Bild.

Es lebte nicht. Es war tot. Es zeigte die unheimliche Landschaft, aber Godwin suchte nach der Verbindung zwischen den Motiven. Die gefesselte Frau, die Fledermäuse und das riesige Gesicht dahinter. Was hatte eine Gestalt wie Vincent van Akkeren damit zu tun? Mit den Fledermäusen, die so gewaltig waren und schon als Riesen-Vampire hätten bezeichnet werden können? Es stellten sich Fragen über Fragen, auf die er keine Antwort geben konnte. Aber sie würden eine finden, das glaubte er fest.

Auch wenn der Abbe momentan geschockt und durcheinander war. Irgendwann würde es wieder anders aussehen.

Das Bild blieb, aber es verblasste allmählich. Die Intensität seiner Farben ging verloren. Die Umrisse schoben sich zusammen, sodass bald keine Unterschiede mehr zu sehen waren. Zuletzt blieb die Farbe, aber auch sie zog sich völlig zurück.

Und dann war alles wie zuvor. Dunkle Wände, das Licht von der Taschenlampe, das nicht viel brachte, der Sarg, in dem der wieder normal aussehende Würfel lag.

„Wir sollten gehen“, schlug Godwin vor.

„Ja, du hast Recht. Es hat keinen Sinn, wenn wir noch länger bleiben. Es ist nicht der richtige Ort für uns.“

Auf diese Antwort hatte der jüngere Templer gewartet. Er bückte sich und hob den Würfel an, dessen Flächen sich ungewöhnlich kalt anfühlten, als hätte er für längere Zeit im Kühlschrank gelegen.

„Willst du ihn haben? Er ist so kalt.“

„Nein, lass es.“ Bloch schaute nur zu Boden. Dabei blieb es auch, als sich die beiden Templer auf den Rückweg machten.

De Salier stellte keine Fragen. Er konnte sich vorstellen, wie es in dem Abbe aussah. Für ihn war in der finsternen Kathedrale der Angst eine Welt zusammengebrochen. Lange Zeit war er nicht mehr an van Akkeren erinnert worden, doch nun war er dabei zurückzukehren.

De Salier hatte zunächst seine Zweifel gehabt. Mittlerweile glaubte er auch daran, und er sah, wenn er ehrlich war, die Zukunft nicht durch eine rosige Brille. Die Realität war wichtiger, und die würde Kampf bedeuten.

Beide Männer drehten sich kein einziges Mal um. Sie ließen das Böse hinter sich, und als sie die hässlichen Figuren in der Nähe des Eingangs erkannten, hatte de Salier den Eindruck, als würden ihn die Fratzen angrinsen.

Zurück in das Sonnenlicht! Der Gegensatz hätte nicht härter sein

können. Beide wurden für einen Moment geblendet und mussten die Hände vor die Augen halten. Da nutzte auch die Hutkrempe des Abbe nichts.

Bis zu ihrem Auto war es noch ein weiter Weg. Die Templer warteten, bis sich die Augen an das helle Licht gewöhnt hatten.

Bloch gab das Zeichen zum Aufbruch, indem er nickte.

„Zurück“, sagte er nur. „Wir müssen den anderen Brüdern Bescheid geben, damit auch sie sich darauf einstellen können.“

„Hast du schon daran gedacht, etwas zu unternehmen?“, erkundigte sich Godwin.

„Es geht noch nicht. Wir müssen warten, bis er sich richtig meldet. Ich habe auch den Eindruck, dass er es noch nicht ganz geschafft hat, aber das wird sich ändern.“

„Also warten wir ab?“

Der Abbe hatte der Frage schon entnommen, dass sein junger Mitbruder damit nicht einverstanden war. Er konnte es ihm nicht verdenken. „Ja“, sagte er, „wir werden und wir müssen abwarten. Aber wir werden einem Menschen auf jeden Fall Bescheid geben.“

„John Sinclair?“

„So ist es. Denn er und Suko haben den größten Stress mit van Akkeren erlebt...“

Es war ein lächelnder Empfang gewesen, der uns bereitet wurde. Wir hatten den Knopf einer Klingel gefunden, und die mit Nervosität gefüllte Wartezeit war nur sehr kurz gewesen, denn sehr schnell öffnete uns ein Mann, der freundlich im Eingang stand.

„Willkommen“, sagte er nur. Nichts weiter. Keine Frage nach unserer Herkunft oder nach unseren Namen.

Lilian stieß mich kurz an. Bestimmt wollte sie, dass ich das Reden übernahm, und mir fielen im Moment nur einige banale Worte ein. Ich hatte mir nichts zurechtgelegt.

„Wir sind hier im Rest House, Mister?“

„In der Tat, das sind Sie.“ Der Mann lächelte wieder. Er gab sich so ungemein freundlich, was mir eigentlich sauer aufstieß, denn dieses Lächeln wirkte auf mich aufgesetzt, falsch und sogar heimtückisch. So lächelten auch Menschen, die ein gutes Geschäft wittern und dabei andere übers Ohr hauen.

Der Mann stand im Licht, wir weniger. Deshalb war er auch gut zu erkennen. Er trug dunkle Kleidung und erinnerte somit etwas an einen Geistlichen. Sein Haar war voll und kräftig. Ich schätzte ihn auf 50 Jahre. Das Gesicht zeigte eine gesunde Bräune. Sehr lange schien er noch nicht hinter den Mauern des ehemaligen Klosters zu leben. Er wirkte auf uns sehr vital.

Groß, breitschultrig, ein Mann wie er steckte voller Energie.

Seine Augen waren dunkelbraun wie das Haar. Das Jackett fiel lang wie ein Frack nach unten. Es stand offen. Darunter trug der Mann ein schwarzes Hemd.

„Treten Sie ein, Mr. Sinclair. Ich habe nur nicht damit gerechnet, dass Sie einen Gast mitbringen.“

Es gibt nur wenige Situationen, in denen es mir die Sprache verschlägt. Diese hier gehörte dazu, und ich trat zunächst mal nicht ein, sondern blieb stehen und schüttelte den Kopf.

Von der Seite her hörte ich das Flüstern meiner Begleiterin.

„He, er kennt dich.“

„Das scheint mir auch so.“

„Mein Name ist Carlo Rosetti. Und wie darf ich die junge Lady neben Ihnen anreden?“

„Ich heiße Lilian Sardis.“

„Ah ja...“

Lilian stand unter Druck. Wahrscheinlich überlegte sie, ob sie den Mann schon jetzt nach ihrer Schwester fragen sollte. Das ließ sie bleiben und schaffte es, ebenfalls zu lächeln.

Ich hatte meine Überraschung noch immer nicht überwunden und flüsterte: „Sie kennen mich?“

„Ja, natürlich.“

Das klang so völlig normal. Für mich blieb es noch immer verflüxt ungewöhnlich. „Darf ich fragen, woher Sie mich kennen? Ich kann mich nicht erinnern, dass wir uns schon mal begegnet sind.“

„In der Tat nicht, Mr. Sinclair, was ich sehr bedauere. Aber ich denke nicht, dass wir dies alles hier draußen besprechen sollten. Treten Sie doch ein. Obwohl es ungewöhnlich ist, dass eine Frau unser kleines Reich betritt.“

„Wieso das?“

„Wir sind eine reine Männergesellschaft.“ Er deutete eine Verbeugung an. „Bei Ihnen, Miss Sardis, mache ich natürlich gern eine Ausnahme.“

„Oh - wie reizend.“

Rosetti reagierte nicht auf den leichten Spott. Er trat zur Seite, damit wir den nötigen Platz bekamen, um an ihm vorbeizugehen.

Wir erlebten ein Haus, das mir zugleich wie eine Höhle vorkam, die allerdings von kleinen Lichtern erfüllt war. Keine Kerzen, sondern Lampen, die an den Wänden hingen oder auf Tischen und Kommoden standen. Um die Tische herum gruppieren sich Stühle, sodass wir den Eindruck hatten, uns in einem Aufenthaltsraum zu befinden.

Es war auch eine Treppe zu sehen, deren Stufen kaum vom Lichtschein beleuchtet wurden. Ich sah nur den Anfang. Der Rest verschwand in einem schwammigen Dunkel. Erst am Ende der Treppe

schimmerte wieder ein hellerer Schein.

Jedes Haus hat seine bestimmte Atmosphäre. Das war auch hier der Fall. Ich schnupperte sie ein, ich wollte mir ein Bild machen können und achtete dabei sehr auf die Gerüche, die sich zwischen den Wänden verteilten.

Es roch nicht neutral. Ich merkte die Kühle, die mich umgab.

In ihr steckte ein bestimmter Geruch. Es war verrückt, aber ich hatte den Eindruck, eine Mischung zwischen Weihrauch und Ruß zu erleben. Das war schon ungewöhnlich.

Diese äußeren Eindrücke drängte ich zunächst zur Seite, denn etwas anderes war viel wichtiger. Ich hatte noch immer keine Erklärung dafür gefunden, woher mich dieser Carlo Rosetti kannte, aber das wollte ich nachholen.

Ich merkte, dass er uns Plätze anbieten wollte. Diesmal kam ich ihm zuvor. „Bitte, Mr. Rosetti, Sie haben mich sehr überrascht, als ich aus Ihrem Mund meinen Namen hörte. Von dieser Überraschung habe ich mich noch nicht erholt. Dürfte ich erfahren, woher Sie mich kennen?“

„Ja, gern, das ist kein Geheimnis.“ Er breitete die Arme aus wie ein Schauspieler auf der Bühne. „Unser gemeinsamer Freund Father Ignatius hat Sie mir beschrieben.“

Noch mal zuckte ich zusammen. Das war die zweite Überraschung in diesem Spiel. Ich hatte plötzlich den Eindruck, dass in diesem Fall einiges für mich vorbereitet war, und dass nur ich als einzige Person keinen Bescheid wusste.

„Sie sagten Ignatius?“

„Da haben Sie sich nicht verhört.“

Ich deutete ein leichtes Kopfschütteln an. „Bitte, woher kennen Sie ihn?“

„Denken Sie kurz nach, Mr. Sinclair, und halten Sie sich den Namen Carlo Rosetti vor Augen.“

„Er klingt italienisch.“

„Eben. Ich stamme aus Italien. Unser gemeinsamer Freund Ignatius lebt zwar im Vatikanstaat, aber man kann ihn durchaus zu Italien zählen. Daher kennt er mich.“

„Dann... sind Sie ein Priester?“

„Nicht ganz. Sagen wir so, ich habe mal Theologie studiert, aber das ist lange her. Ich arbeite für Father Ignatius. Ich gehöre gewissermaßen zum Außendienst.“

„Als Agent.“

„O nein.“ Er schüttelte den Kopf. „So würde ich das wirklich nicht sehen. Ich mag den Ausdruck Agent nicht. Er klingt mir zu sehr nach Spionage und nach Action-Kino. Meine Aufgabe sehe ich doch ein wenig anders. Ich halte für Ignatius die Augen immer weit offen. Reise

durch die Welt und halte hin und wieder an den verschiedenen Orten an. Das ist im Moment hier das Rest House. Es wird von einer Stiftung finanziert. Man kümmert sich hier um die älteren Menschen, die der Kirche lange gedient haben.“

Lilian hatte sich bisher zurückgehalten. „Das ist komisch“, sagte sie.

„Wieso?“

„Nun ja, das kommt mir nicht so vor, wenn ich ehrlich sein soll. Ich habe eher den Eindruck, dass dieses Rest House ziemlich leer ist. Es ist so still. Fast wie auf einem nächtlichen Friedhof.“

Rosettis Gesicht nahm einen bedauerlichen Ausdruck an. „Im Prinzip haben Sie ja Recht, Miss Sardis, nur dürfen Sie nicht vergessen, dass es den Menschen recht schlecht geht. Sie sind alt, die meisten gebrechlich, und so bleiben sie in ihren Zimmern und werden von sehr freundlichen Menschen betreut. Sie verschönern ihnen zumindest die letzten Monate ihres Lebens.“

„Nun ja, wenn Sie das sagen“, murmelte Lilian. Es klang nur wenig überzeugt. Auch mich hatten die Worte nicht überzeugen können, auch wenn sich Rosetti so große Mühe gegeben hatte. Ich fragte mich, aus welchem Grunde mir Father Ignatius nichts von der Anwesenheit dieses Mannes erzählt hatte. Das war nicht seine Art, mit verdeckten Karten zu spielen. Oder er hatte gewollt, dass ich mir selbst ein Bild von dieser Oase machte, die mir persönlich überhaupt nicht gefiel und den Menschen in Yerby Furcht einjagte.

Rosetti zuckte mit den Schultern. „Jetzt wissen Sie einiges und...“

„Aber nicht alles“, sprach ich in seine Worte hinein.

„Stimmt.“ Er blickte mich offen an. „Was möchten Sie noch von mir hören?“

Diesmal lächelte ich. „Wie Sie sich vorstellen können, Mr. Rosetti, bin ich den Weg von London aus nicht grundlos gefahren. Ich habe meinem Freund Ignatius praktisch eine Bitte erfüllt. Er bat mich darum, hier nach dem Rechten zu sehen.“

„Hier...?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil er glaubt, dass hier etwas unterschwellig geschieht, mit dem er nicht einverstanden sein kann.“

„Aha, dann sind Sie als Kontrolleur gekommen?“

„Ja und nein. Ich wusste allerdings nicht, dass Sie schon vor mir hier sind.“

Rosetti schüttelte den Kopf. „Komisch. Jetzt, wo Sie das sagen, fällt es mir auf. Aber nehmen Sie doch Platz. Ich werde uns etwas zu trinken holen.“

Ohne unser Einverständnis abzuwarten, verschwand er im Hintergrund

der Eingangshalle und öffnete dort die Schiebetür einer hüft hohen Kommode.

Er war weit genug entfernt, ohne von uns gehört zu werden, wenn wir leise sprachen. Und dieses Bedürfnis unterdrückte Lilian nicht länger. Sie hatte kaum Platz genommen, da zischte sie mir ihre Meinung zu. „Das stimmt doch alles nicht. Der will uns einseifen. Ich komme mir regelrecht verarscht vor.“

„Warte ab.“

„Nein, das ist so! Der spielt uns was vor. So sehen keine Altenheime aus. Das kann mir keiner erzählen. Ich glaube ihm kein einziges Wort. Was ist mit dir?“

„Mal abwarten.“

Lilian schaute zu Carlo Rosetti hin. Sie sah, dass er noch immer beschäftigt war. „Ich will meine Schwester finden, John. Und denk auch an die verdamnten Fledermäuse. Kannst du dir erklären, wo sie hergekommen sind? Dann noch in dieser Größe. Das ist einfach verrückt. Ich befinde mich mit dir zusammen auf einer gewaltigen Bühne. Man macht uns was vor. Dieser Rosetti ist ein Schauspieler. Das ist meine Meinung.“

Ich wusste, dass Lilian einen Kommentar von mir hören wollte, schwieg jedoch, denn Rosetti kehrte zurück. Er fuhr groß auf. Eine geöffnete Flasche Rotwein und drei Gläser standen auf dem Tablett, das er vor sich hertrug. Auf seinen Lippen lag das Lächeln wie eingefroren. Die Augen schimmerten, weil sich in den Pupillen ebenfalls das Licht fing wie in den Gläsern.

Er stellte das Tablett auf dem kleinen Tisch ab. Dort fand es soeben noch seinen Platz. „Sie trinken doch beide sicherlich ein Glas Wein mit - oder?“

Lilian Sardis schaute mich an, weil sie mir die Antwort überlassen wollte. Da ich noch zögerte, fügte Carlo durch seine Worte einen leichten Druck hinzu.

„Bitte, es kommt nur selten vor, dass ich Besuch bekomme. Zudem noch einen so angenehmen. Deshalb habe auch ich einen Grund, mir einen Schluck zu gönnen.“

„Gut“, stimmte ich zu, „ein Glas kann wohl nicht schaden.“

„Das sehe ich auch so, Mr. Sinclair.“ Er sprach meinen Namen so locker aus, als wären wir die besten Freunde und würden uns schon seit Jahren kennen.

„Dann nehme ich auch einen Schluck“, sagte Lilian. Begeistert klang es nicht. Sie wollte nicht unhöflich sein und machte zunächst gute Miene zum bösen Spiel Rosetti goss ein. Ich schaute der sehr dunklen Flüssigkeit nach, wie sie sich in den Gläsern verteilte. Der Wein besaß eine fast schon braune Farbe. Natürlich war auch das Rot vorhanden und

ebenfalls der violette Ton. Von der Farbe her schien der Wein ein sehr guter und seltener Tropfen zu sein.

Gemeinsam hoben wir die Gläser und prosteten uns zu. Das alles wirkte nicht nur steif, ich hatte zudem den Eindruck, dass wir uns gegenseitig belauerten. Da wollte keiner so richtig mit der Wahrheit herausrücken.

Der Wein lief ölig über meine Zunge. Ich musste zugeben, dass ich selten einen derartigen Tropfen zu mir genommen hatte. Selbst nicht bei den Conollys.

Ich trank ihn langsam. Er war halb trocken, fast lieblich, und dennoch kräftig.

„Was sagen Sie?“ , fragte Rosetti.

Ich nickte ihm zu. „Ja, er lässt sich trinken. Da muss ich Ihnen wirklich Recht geben. Ein ausgezeichnete Tropfen, den Sie uns kredenzt haben.“

„Ich freue mich über das Lob aus berufenem Munde.“

„Bitte, Mr. Rosetti, ich bin kein Weinexperte.“

Er musste lachen. „Eher einer für Geister.“

Ich trank noch einen zweiten Schluck und stellte das Glas dann ab. „Wenn Sie so wollen, muss ich Ihnen zustimmen, Mr. Rosetti. Ich bin der Experte, aber ich denke, dass Sie das alles wissen.“

„In etwa.“

„Von Father Ignatius?“

„Ja. Er hat es mir gesagt. Wir haben so manchen Abend oder auch manche Nacht bei einem Glas Rotwein in Rom verbracht. Da haben wir dann über Gott und die Welt gesprochen. Natürlich fiel auch Ihr Name, Mr. Sinclair.“

Ich fing einen Blick meiner Begleiterin auf. Lilian saß ruhig neben mir, aber sie war innerlich nicht ruhig. Ich spürte förmlich ihre Nervosität, und sie hielt ihr Glas fest, als wollte sie es zwischen den Händen zerbrechen.

„Dann haben Sie also gewusst, Mr. Rosetti, dass ich hier in diesem alten Kloster erscheinen würde.“

„Das habe ich.“

„Durch Ignatius?“

„Ja.“

Ich lächelte knapp. „Es wundert mich, dass mir Ignatius nichts von Ihnen gesagt hat. Ich wäre dann nicht so überrascht gewesen und hätte mich schon gefreut.“

Rosetti nuckelte an seinem Wein und zuckte die Achseln.

„Auch Ignatius wird seine Geheimnisse gehabt haben. Man muss sich ja seine besondere Position vorstellen. Er wird auch nicht alles sagen, was er weiß, denke ich mal.“

„Schade. Aber er hat mich hergeschickt.“

„Natürlich.“

„Wie lange sind Sie hier, Mr. Rosetti?“

Die Antwort klang ausweichend. „Schon etwas länger, Mr. Sinclair.“

„Was haben Sie hier vor?“

„Ich wollte nach dem Rechten sehen.“

Die Worte klangen mir zu sehr nach einer Ablenkung. Ich ging davon aus, dass hier ein Spiel ablief, in dem ich allmählich integriert wurde. Wenn Rosetti so etwas wie eine Wahrheit zugab, dann höchstens scheinbar. Irgendwas machte er mir vor, auch jetzt, als er lächelnd seinen Wein trank.

Neben mir atmete Lilian hörbar. Sie fühlte sich in dieser Lage alles andere als gut. Den fremden Mann beobachtete sie mit misstrauischen Blicken, und dann platzte es aus ihr heraus.

„Wissen Sie was, Mr. Rosetti?“

„Nein.“

„Ich glaube Ihnen kein Wort.“ Lilian sprach wie eine Anklägerin.

„Kein einziges Wort. Hier ist nichts, wie es sein sollte. Es geht nicht mehr. Das Haus... ich... ich... weiß es...“

„Was wissen Sie?“

Ich wollte Lilian warnen. Einmal in Fahrt ließ sie sich nicht aufhalten.

„Ich nehme Ihnen nicht ab, dass Sie hier ein Altersheim unterhalten, Mr. Rosetti. Das ist etwas ganz anderes. Der Begriff Altersheim ist für mich nur Tarnung.“

„Alle Achtung.“

„Warum?“

„Das hat mir noch niemand gesagt.“

„Dann wurde es Zeit.“

Rosetti behielt seine Überlegenheit bei. Für mich grenzte sein Verhalten bereits an Arroganz. Da mir das Gespräch aus dem Ruder gelaufen war, griff ich nicht ein, sondern überließ es Lilian, weiterzusprechen.

„Hier geht etwas vor, Mr. Rosetti. Die Menschen in Yerby spüren es auch. Hier hat sich etwas versammelt. Das Böse, verstehen Sie?“

„Nein.“

„Ist auch egal. Jedenfalls glaube ich Ihnen von Ihrem Gesülze kein Wort. Sie verheimlichen uns einiges. Ich wette, dass wir hier keine Menschen finden werden, wenn wir zu einer Besichtigung starten. Das glaube ich fest.“

Lilian wollte provozieren und Rosetti aus der Defensive locken. Der sagte zunächst nichts und beschäftigte sich mit seinem Wein. Er drehte das Glas zwischen seinen Händen, schaute sich die Kreisbewegungen der Flüssigkeit an, lächelte wieder und fragte mit leiser Stimme: „Was

sollte denn hier verheimlicht werden?“

Ich war gespannt auf Lilians Antwort. „Alles, Mr. Rosetti, einfach alles. Sie haben es verstanden, sich zu tarnen. Die Menschen in der Umgebung wissen von einem zum Altenheim umgebauten Kloster, aber mehr wissen sie nicht. Und das bereitet mir Sorge. Hier kann man etwas verstecken.“

Rosetti stellte sein Glas ab. Dafür trank Lilian einen kräftigen Schluck. „Was hätte ich denn Ihrer Meinung nach hier alles verstecken sollen?“

„Keine Ahnung, Mr. Rosetti. Aber Gutes führen Sie nicht im Schilde, das weiß ich.“

„Was wollen Sie eigentlich?“

„Das kann ich Ihnen sagen. Ich suche eine Frau. Eva Sardis. Sie ist zufällig meine Schwester.“

„Ah, interessant. Trotzdem hätte ich da eine Frage. Warum suchen Sie diese Person ausgerechnet bei mir hier im Kloster?“

„Weil es keine andere Möglichkeit gibt. Meine Schwester ist verschwunden. Da passt der Begriff spurlos. Auf einmal war sie weg. Abgetaucht oder abgetaucht worden. Ich tendiere mehr zur letzten Möglichkeit. Also entführt. Verschleppt hinter diese Mauern. So, jetzt kennen Sie meine Meinung.“

Ich wäre nicht so mit der Tür ins Haus gefallen, aber ich ließ die Dinge laufen und mischte mich nicht ein. Auf Rosettis Reaktion war ich gespannt. Doch wie nicht anders zu erwarten, verhielt er sich recht locker und rieb sein Kinn, wobei er lächelte und mich anschaute. „Mr. Sinclair, ich weiß nicht, weshalb Sie sich mit dieser Person abgeben...“

Lilian schnaufte. Sie stand dicht vor dem Platzen. Ich drückte ihr meine Hand auf den Arm, um sie zu beruhigen. Rosetti sah es, lächelte wieder mokant und gab erst danach die Antwort.

„Wissen Sie, Lilian, Sie müssen noch verdammt viel lernen. Wenn man etwas behauptet, muss man sich zunächst darum kümmern, ob auch alles richtig ist. Ich muss Ihnen leider sagen, dass Sie Unrecht haben. In diesem Rest House gibt es keine Frauen. Es wird einzig und allein von Männern betreut.“

„Ach. Und das soll ich glauben?“

„Ja, natürlich. Es stimmt. Sie müssen es mir glauben. Es ist alles okay.“

„Nie!“

Rosetti hob die Schultern. „Ich kann Ihnen gern eine Durchsuchung des Heims anbieten, damit Sie sich selbst von meinen Worten überzeugen können. Alles andere würde Sie nur noch mehr frustrieren, meine Liebe.“

„Ich bin nicht Ihre Liebe!“, blaffte sie Rosetti an. „Merken Sie sich das.“

„Natürlich.“

„Es gibt also keine Frauen hier, sagten Sie?“

„So ist es“, erwiderte Rosetti amüsiert.

„Und dann gibt es auch keine riesigen Fledermäuse, die hier ihr Unwesen treiben - oder?“

Rosetti gönnte sich wieder einen Schluck. Auch ich trank und wartete noch ab. Rosetti legte seinen Kopf zurück und schnalzte mit der Zunge. „Ich denke, dass es in dieser Gegend schon einige Fledermäuse gibt. Wenn mich nicht alles täuscht, existieren nicht weit entfernt auch Höhlen. Das ist schon wahr. Aber sprachen Sie nicht von *riesigen* Fledermäusen?“

„Sie haben gut zugehört.“

Rosetti legte den Kopf schief und die Stirn in Falten. „Die wollen Sie gesehen haben?“

„Fragen Sie John Sinclair!“

„Das tue ich gern.“

Bevor er die Frage stellen konnte, übernahm ich das Wort.

„Lilian Sardis hat Recht. Wir beide sind in der Nähe des Hauses von übergroßen Fledermäusen angegriffen worden. Man kann sie schon als regelrechte Monster bezeichnen.“

„Davon weiß ich nichts. Ich bin auch kein Experte. Aber wenn Sie das ebenfalls sagen, muss es ja stimmen, Mr. Sinclair. Ich werde mich darum kümmern.“

„Solange sie draußen bleiben, ist das wohl nicht tragisch. Kommen wir wieder zum Thema, Mr. Rosetti. Lilian Sardis sucht tatsächlich ihre Schwester, und sie geht davon aus, Eva hier hinter diesen Mauern zu finden.“

„Niemals.“

„Gut, akzeptiert. Aber auch mir scheint es so zu sein, dass das Kloster schon recht leer ist. In einem Heim sieht man Menschen, und nicht nur einen. Okay, wir haben hinter den Fenstern das Licht schimmern sehen, doch...“

„Reden Sie nicht lange herum, Mr. Sinclair. Sie möchten einen Beweis haben.“

„So ist es.“

„Eine Führung?“

„Das wäre am besten.“

Carlo Rosetti lehnte sich zurück. „Gut, ich kann sie Ihnen nicht verwehren. Abgesehen davon, dass ich dies auch gar nicht will. Sie sollen erleben, wie das Rest House aussieht und ...“

Wie zur Bestätigung seiner Worte hörten wir plötzlich das scharfe Lachen. Es war nicht in unserer Nähe aufgeklungen, sondern weiter oben, jenseits der Treppe. Ein scharfes, hartes und auch abgehackt

klingendes Geräusch, das wir keinesfalls als ein freundliches Lachen einstufen. Dann schlug oben eine Tür heftig zu, und danach wurde es wieder beklemmend still.

Die Augen des Mannes glänzten, als er mich anschaute. Es fiel ihm schwer, seinen Triumph zu verbergen. „Nun, brauchen Sie noch weitere Beweise?“

„Jemand hat gelacht“, sagte Lilian.

„Ja, das hörten Sie doch.“

„Wir sind ja auch der Meinung, dass dieser Bau nicht menschenleer ist. Wir gehen nur davon aus, dass einiges nicht stimmt. Verstehen Sie das endlich. Sie sind etwas anderes als das, was Sie vorgeben. Nicht mehr und nicht weniger.“

„Ich könnte Ihre Worte als Anschuldigung verstehen, Lady.“

„Das ist mir egal.“ Sie warf einen Blick auf ihr fast leeres Weinglas und stand danach mit einem Ruck auf. Heftig und entschlossen. Wie jemand, der sich etwas Bestimmtes vorgenommen hat und sich nicht davon abbringen lassen will.

Ich schaute ihr zu. Ich wollte sie zurückhalten, sie hatte genügend provoziert, was letztendlich auch in meinem Sinne gewesen war, aber es kam anders.

Ich bildete es mir nicht ein, ich bekam es präsentiert und schaute aus großen Augen zu. Lilian stand zwar auf den Beinen, und sie wollte auch einen Schritt nach vorn gehen, aber sie begann zu schwanken, sodass sie wirkte wie ein Fahnenmast, der vom Wind geschüttelt wurde. Es fiel ihr schwer, sich auf den Beinen zu halten. Die Welt drehte sich vor ihren Augen, und einen Moment später ging sie wieder zurück, bis sie die Kante des Stuhls erreichte. Dort blieb sie für einen Moment stehen, schnappte nach Luft, bevor ihre Beine nachgaben und sie hart auf den Stuhl zurückfiel.

„He, was ist mit Ihnen?“

Rosetti hatte die besorgte Frage gestellt. Ich überhörte sie, weil ich mich um Lilian kümmern musste, die es kaum schaffte, sitzen zu bleiben. Sie schwankte noch immer, und einen Moment später kippte sie nach rechts und mir entgegen, weil sie einfach den Halt verloren hatte. Aus ihrem Mund drang ein Stöhnen. Sie fühlte sich steif an, und das Gesicht war schweißnass.

Ich schaute auf Rosetti.

Ich sah sein kaltes Lächeln und seine Augen, die plötzlich so groß geworden waren.

Da wusste ich, dass er uns reingelegt hatte!

In den nächsten Sekunden hielt ich Lilian fest und lehnte sie schließlich so an die Lehne, dass sie nicht umkippen konnte.

Sie war nicht bewusstlos, aber es gelang ihr nicht mehr, sich zu bewegen. Sie war steif geworden, und auch in ihrem Gesicht tat sich nichts. Sie saß da mit offenem Mund, und ein leises Röcheln entstand in ihrer Kehle.

Mir schossen in diesen Sekunden ungemein viele Gedanken durch den Kopf. Aber einer kristallisierte sich schließlich hervor.

Der Wein! Der verdammte Wein! Es konnte nur daran liegen.

In ihm musste sich etwas befunden haben. Eine Droge, die es geschafft hatte, Lilian so zu verändern.

Ich rüttelte sie leicht.

Auch da war nichts zu erreichen. Sie blieb in ihrem Zustand.

Rosetti saß noch immer, und sein leises Lachen wehte an meinen Ohren entlang. Er freute sich über seinen Erfolg.

Ich hatte den gleichen Wein getrunken! Dieser Gedanke jagte durch meinen Kopf und trieb mir den Schweiß aus den Poren. Ich ließ die junge Frau los und setzte mich wieder normal hin.

Mein Blick traf Rosetti! Er saß auf seinem Stuhl wie der große Sieger. Die Beine hatte er lässig übereinandergeschlagen, die Arme ebenso lässig vor der Brust verschränkt, und er beobachtete mich mit amüsierten Blicken, weil es ihm einfach Spaß machte, mich so zu erleben.

Seine Augen funkelten, die Lippen lächelten wieder, und ich hasste das verdammte Lächeln, das so überheblich aussah.

„Lilian hatte Recht, nicht wahr?“

„Ja“, gab er zu.

Ich holte tief Atem. Ich musste es einfach tun, denn ich merkte, dass auch mit mir einiges nicht stimmte. Hier ging etwas durcheinander, und das nicht nur vor mir, sondern auch in meinem Kopf. Es drängte sich etwas zusammen, drückte sich zugleich zur Seite und teilte sich in verschiedene Dinge auf. Ich war nicht mehr in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Jetzt merkte auch ich, dass ich leicht auf meinem Stuhl schwankte und zudem das Gefühl hatte, von der Sitzfläche abzuheben.

Carlo Rosetti bewegte sich nicht. Er verhöhnte mich sogar, denn er nahm das Weinglas in die Hand, hob es wie zum Trinkspruch an, nickte mir noch zu und nahm einen so langen Schluck, dass er das Glas bis auf den letzten Tropfen leerte.

Dann stellte er es wieder ab und nickte mir lächelnd zu.

Er war der Sieger! Ich konnte nichts tun. Zwar schaute ich ihn an, aber seine Gestalt verschwamm vor meinen Augen. Sie löste sich nicht völlig auf, sie wurde an den Rändern weicher und zerfaserte.

Das Gesicht bewegte sich ebenfalls. Es verwandelte sich in eine Fratze. Die Seiten zogen sich in die Breite, der Mund wurde zu einem

Maul, und die Augen sahen schillernd aus, als hätte man sie mit einer reflektierenden Farbe bestrichen.

„Wie geht es Ihnen, Mr. Sinclair?“

Es war der blanke Hohn, mir eine derartige Frage zu stellen.

Ich zischte meinen Atem hervor, denn alles, was ich von nun an tat, war nicht mehr normal.

„Warum antworten Sie nicht?“

Ich kämpfte. Allerdings nicht mit einer Antwort, sondern darum, wieder okay zu werden. Ich wollte nicht, dass mich das verdammte Gift besiegte.

„Sie haben sich übernommen, John...“

Das brauchte er mir nicht zu sagen, das wusste ich selbst.

Denken konnte ich noch, aber auch das fiel mir allmählich immer schwerer. Meine Gedanken und Vorsätze waren von einer anderen Macht umfungen und gefesselt.

Die Welt vor mir hatte sich objektiv nicht verändert. Für mich aber war sie eine andere geworden. Ich hatte keinen festen Punkt mehr, an dem ich mich festhalten konnte. Auch wenn ich versuchte, mich auf Carlo Rosetti zu konzentrieren, nahm ich ihn nie als einen Festpunkt wahr. Er war für mich kein Mensch mehr. Er zerfloss. Er veränderte sich dabei ständig. Aus ihm war längst ein Monstrum geworden, und er saß noch immer locker da und schaute mich an.

Ich hörte mich flüstern, aber ich wusste nicht, welche Worte ich sagte. Ich erlebte so etwas wie einen Untergang auf Raten, der mich immer tiefer in eine andere Welt hineinzerzte. Noch saß ich auf dem Stuhl, aber auch das würde nicht mehr lange dauern.

Trotz meines Zustandes bekam ich die Bewegung an der linken Seite noch mit.

Unter großen Mühen drehte ich den Kopf.

Dort saß Lilian Sardis. Das heißt, sie hatte dort gesessen, doch jetzt geriet sie ins Schwanken. Ich wollte sie mit der linken Hand noch festhalten, doch es klappte nicht mehr, denn meine Bewegungen waren einfach viel zu langsam.

Sie kippte einfach zur Seite hin weg und landete auf dem Boden.

Den Aufschlag hörte ich noch. Er klang für mich längst nicht so laut wie normal. Aber der Stuhl neben mir war leer, und mein Interesse galt wieder Carlo Rosetti.

Er blickte mich an.

Ich konzentrierte mich auf ihn. Es fiel mir verdammt schwer.

Noch immer wühlte die verdammte Droge in meinem Innern.

Ich wusste nicht, was man mir eingetrichtert hatte. Es war letztendlich auch egal. Es stand nur fest, dass Rosetti es vertragen hatte, ich weniger.

Er hatte sich noch immer nicht bewegt. Sein Gesicht war da.

Manchmal zerflossen, danach wieder sehr klar und konturenscharf.

Aber auch das zerrann, und ich hatte immer mehr den Eindruck, dass er sich von mir zurückzog.

Aus meinem Mund pffte der Atem. Der Schweiß war einfach nicht zu stoppen. Ich spürte ihn nicht nur auf dem Gesicht, sondern am ganzen Körper.

Rosetti war der Feind. Ihn musste ich ausschalten, und deshalb versuchte ich, an meine Beretta zu gelangen. Es war vielleicht naiv und lächerlich, aber ich sah keine andere Chance, um das alles zu stoppen. Ich wollte nicht aufgeben.

Rosettis Lachen ließ mich zusammenschrecken, weil es so überlaut meine Ohren erreichte, als wollte es in meinem Kopf einiges zerstören.

Ich wurde ausgelacht. Ich konnte nichts dagegen tun. Mein rechter Arm war mehr als dreifach so schwer geworden. Hinzu kam meine Kraftlosigkeit. Es war mir einfach nicht möglich, die Hand so nahe an die Waffe zu bekommen, um sie zu ziehen. Nicht mal die Fingerspitzen berührten das Metall.

Dann sackte meine Hand nach unten. Sie fiel auf den rechten Schenkel. Genau dieser Kontakt wirkte wie eine Initialzündung, denn jetzt widerfuhr mir das Gleiche wie Lilian Sardis.

Ich war nicht mehr in der Lage, mich auf meinem Platz zu halten. Im Gegensatz zu Lilian kippte ich nach rechts weg. Und da gab es auch nichts, an dem ich mich hätte festhalten können.

Meine Finger bewegten sich verzweifelt, aber ich fasste ins Leere, und ich kippte weiter. Es war ein nicht mal schlimmes Gefühl. Fast wie Fliegen. Nur nicht so lange. Der Fußboden war wie ein Magnet, dem ich nicht entkommen konnte und es auch nicht mehr wollte.

Ich schlug auf.

Selbst ein Fall aus einer sehr geringen Höhe kann Verletzungen mit sich bringen. Davor wurde ich hoffentlich verschont.

Zum Glück merkte ich nichts. Es funkte kurz vor meinen Augen auf, und dann blieb ich halb auf dem Rücken und halb auf der Seite liegen, ohne mich noch wehren zu können.

Mein Verstand arbeitete normal. Ich bekam alles irgendwie mit, ich wehrte mich auch dagegen, aber nur innerlich. Dass sich Rosetti erhob, bekam ich optisch nicht mit. Ich hörte nur seine Schritte.

Er setzte seine Füße hart auf, sodass meine Ohren schon malträtiert wurden. Er ging nicht sehr weit, denn bald fiel ein Schatten auf mich und dann spürte ich die Berührung an der Schulter. Er brauchte mich nur leicht anzutippten. So rollte ich auf den Rücken und blieb dort erst mal liegen.

Meine Augen waren nicht geschlossen, sondern nach oben gegen die Decke gerichtet. Dort sah ich nichts, was mir Hilfe gebracht hätte. Die

Decke wirkte wie ein starrer Himmel, der sich für mich trotzdem bewegte. In meinen Blick hinein schob sich etwas anderes. Zuerst nur ein Fleck, dann fand ich heraus, dass es ein Gesicht war, dessen Mund noch immer lächelte.

Dazu hatte Rosetti auch allen Grund, denn er war der Sieger in diesem Spiel. Er strich mit seinen Fingern über meine Wangen hinweg und begann zu sprechen. „John Sinclair, der große Geisterjäger. Pech gehabt, nicht wahr? So leicht entkommt man mir nicht. Du hast alles versucht, aber ich bin besser. Verstehst du? Ich bin viel besser.“

Ich wollte ihm eine Antwort geben, nur waren meine Lippen plötzlich wie verklebt. Ich konnte nicht reden, und auch in meinem Hals schien ein Kloß zu sein.

„Ignatius hatte Recht, John, denn hier geht etwas vor. Die große Stunde ist bald erreicht. Nur nicht für dich. Du bist zu spät gekommen, denn wir haben hier schon alles gerichtet. Unsere Vorbereitungen waren gut. Sie haben sich über Monate hingezogen, und selbst Ignatius wurde erst später misstrauisch. Aber er hat nicht gewusst, um was es wirklich geht. Er schöpfte einen Verdacht, das war alles, und er hat dich engagiert, um diesem Verdacht nachzugehen. Ich gratuliere dir zu deinem Pflichtgefühl, aber das ist auch alles. Vorbei, John, endgültig...“

Wieder berührte er meine Wangen. Aber er schlug dabei mit seinen Händen leicht zu. Ich hörte noch das Klatschen, und ich ärgerte mich wahnsinnig darüber.

Das Gesicht verschwamm wieder, als sich Rosetti erhob. Ich hörte ihn flüstern, dann vernahm ich wieder die harten Schritte, als er sich von mir entfernte.

Es blieb nicht lange ruhig. Kurze Zeit später hörte ich wieder das Auftreten von Schuhen. Diesmal waren es mehrere Personen, die sich mir näherten. Sie sprachen nicht, aber sie brauchten auch nicht lange, um mich zu erreichen. Noch konnte ich sehen, und ich verdrehte auch meine Augen, um so viel wie möglich mitzubekommen.

Sie waren zu viert! Zwei standen neben meinen Schultern, die anderen beiden sah ich an den Füßen.

Mein Denken funktionierte. Sie waren bestimmt erschienen, um mich abzuholen und wegzuschaffen. Zuvor kam noch der Chef des Rest House. Er sprach mich nicht an, nachdem er sich den nötigen Platz geschaffen hatte. Es war alles gesagt worden.

So konnte er sich unbedrängt bücken, um an mein Kreuz zu gelangen.

Ich konnte mich nicht wehren, als man mir das Hemd aufknöpfte.

Die Finger gingen dabei nicht eben sanft vor. Knöpfe sprangen zur Seite, und dann lag mein Kreuz frei.

Ich sah es nicht, aber ich erlebte eine Reaktion der vier Aufpasser. Sie zogen sich taumelnd aus meiner unmittelbaren Nähe zurück, als hätte

ich die Pest am Leib.

„Ja“, hörte ich Rosetti flüstern. „Das ist wichtig. Ich habe oft mit Ignatius über das Kreuz gesprochen, doch ich habe es nie zu Gesicht bekommen. Das hat sich nun geändert. Und ich bin froh darüber, sogar sehr froh...“

Rosetti entfernte es von meiner Brust. Ich wünschte mir, dass ihn die Kraft zerstörte, und ich hätte liebend gern die Aktivierungsformel gerufen, aber das verdammte Gift sorgte auch dafür, dass mir die Stimme wegblieb.

Keine Chance, und das Krächzen in meiner Kehle war keine Lösung. Mit dem Kreuz gab er sich nicht zufrieden, denn ich besaß noch die Beretta, die er mit einem geschickten Griff an sich nahm. Rosetti blieb in seiner gebückten Haltung. Er drehte die Waffe dabei so, dass die Mündung gegen meine Stirn drückte. Dann hörte ich das widerliche Kichern, bevor er sprach. „Ich könnte dich töten. Ich brauchte nur abzudrücken, aber ich lasse es. Es ist viel besser, wenn du auf eine andere Art und Weise zu Grunde gehst, Sinclair. Du hast der anderen Seite in deinem Leben viel Ärger bereitet, und das genau wird sich furchtbar rächen. Ich kann schon jetzt sagen, dass es jemanden gibt, der auf dich wartet und sich auf dich freut...“

Ich hörte alles. Aber ich nahm seine Stimme wie durch einen Filter gedämpft wahr. Ich vergaß die Anschuldigungen auch nicht und sah, dass er sich erhob.

Rosetti ging noch nicht weg. Er wollte noch seinen Sieg genießen. Ich stellte mir vor, dass er auf mich nieder lächelte, genau erkennen konnte ich es nicht.

Er blieb auch nicht länger stehen. Von oben herab nickte er mir zu. „Erledigt, Sinclair.“ Dann wandte er sich an seine vier Helfer. „Hebt ihn hoch und schafft ihn in die Hölle...“

Es war ein Abend wie jeder andere, und trotzdem war er nicht mit den normalen Abenden zu vergleichen, denn Shao spürte sehr deutlich die Unruhe ihres Freundes Suko.

Bei ihm kam das selten vor. Es hielt ihn nicht auf seinem Platz, er ging zu oft zum Fenster und schaute hinaus in die immer dichter werdende Dämmerung.

Shao, die eigentlich vorgehabt hatte, etwas im Internet zu surfen, hielt es nicht mehr länger aus. Sie erhob sich und blieb hinter Suko stehen, der ihr Gesicht als schwachen Abdruck in der Scheibe sah. Shao legte beide Arme um ihn, drückte ihre linke Wange an seinen Rücken und fragte mit leiser Stimme: „Was hast du denn den ganzen Abend über?“

Er zuckte mit den Schultern. „Ich weiß nicht, ob es richtig gewesen ist, was wir getan haben.“

„Wie meinst du das?“

„John allein fahren zu lassen.“ Shao musste leise lachen.

„Aber Suko, ich bitte dich. Bist du denn sein Kindermädchen?“

„Sag nicht so etwas.“

„Sorry, es war nicht so gemeint. Aber John weiß, wie er sich zu verhalten hat. Es gibt auch keine konkrete Spur, wie du mir selbst erzählt hast. Er ist auf einen gewissen Verdacht losgefahren, das hat selbst Father Ignatius gesagt, wie du von John weißt und ich letztendlich auch von dir.“

„Stimmt alles, Shao.“

„Super, dann brauchst du dir ja keine großen Sorgen zu machen.“

Suko drehte sich um, sodass sich die Umarmung dabei löste.

Er blickte Shao ins Gesicht. „Bitte, glaubst du selbst daran, was du da gesagt hast?“

„Ich wollte dich zumindest beruhigen.“

„Danke, aber das klappt nicht so leicht.“

„Warum nicht?“

Suko lehnte sich mit dem Rücken an die Fensterbank. „Es ist nicht so leicht zu erklären, Shao, weil es nur ein Gefühl ist.“

„Und was sagt es dir?“

„Dass sich die Dinge nicht so entwickeln, wie sie es eigentlich hätten sollen.“

Die Chinesin trat einen Schritt zurück. „Auch wenn du mich jetzt für dumm hältst, aber ich kann dich nicht verstehen, Suko.“

„Es ist auch schwer.“

„Zumindest das gibst du zu.“

Suko schüttelte den Kopf und ging zu einem Sessel, in den er sich hineinfallen ließ. „Es steckt in mir“, erklärte er dann, „es steckt tief in mir, Shao. Es ist das Gefühl, dass etwas sehr Schreckliches auf uns zukommt. Dass John in die Einsamkeit gefahren ist, das sehe ich als einen Anfang an.“

Shao schwieg. Sie schaute jetzt aus dem Fenster. Am Frühlingshimmel segelten graue Wolken entlang, die wie eine düstere Dekoration wirkten. „Und was willst du jetzt unternehmen?“ , fragte sie leise.

„Das weiß ich noch nicht. Aber ich muss etwas tun, sonst werde ich noch verrückt.“

„Was kannst du denn tun? Du hast keinen Beweis. Nur dein Gefühl. Für mich gibt es nur eine Möglichkeit: Rufe ihn auf seinem Handy an, dann erfährst du, was los ist und wie es ihm geht.“

„Falls er es eingeschaltet hat.“

„Ist das nicht zumindest einen Versuch wert?“

Suko lächelte Shao an. „Du hast wie immer Recht, meine Liebe. Klar, ich habe daran gedacht, aber irgendwie habe ich mich nicht getraut, tut

mir Leid.“

„Dann mache es jetzt!“

Es war eine Sache von Sekunden, aber der Teilnehmer meldete sich nicht. Nur die weibliche Stimme auf der Mailbox. Mit einer sehr langsamen Bewegung legte Suko das Handy zurück auf den Tisch. Der lange Atemzug wies darauf hin, dass es ihm nicht besser ging.

„Gibst du auf?“, fragte Shao.

„Nein, das nicht. Ich warte. Aber ich werde die Wartezeit überbrücken. Sir James wird sicherlich mehr wissen, und ihn kann man ja Tag und Nacht erreichen.“

„Was ist mit Father Ignatius?“

Suko dachte einen Moment nach. „Nein, Shao, so dringend ist es nicht. Ich möchte auch nicht die Pferde scheu machen, nur weil ich ein dummes Gefühl habe. Ich denke, dass ich kurz mit Sir James spreche. Möglicherweise weiß er mehr. Oder ebenso viel wie John, wobei der uns nicht alles gesagt hat. Du kennst ihn ja. Manchmal ist der große Geisterjäger sehr eigen.“

„Wie du!“

Suko erwiderte nichts auf diese Bemerkung und telefonierte mit Sir James. Man erreichte ihn entweder im Club oder noch in seinem Büro im Yard.

Diesmal war er noch im Büro und gab sich etwas überrascht, Sukos Stimme zu hören.

„So spät noch?“

„Ja, Sir, und ich habe keinen sehr triftigen Grund für meinen Anruf. Es kann auch alles verkehrt sein, aber ich mache mir Sorgen wegen John.“

„Weshalb?“

„Kann ich Ihnen leider nicht so genau sagen. Es gibt keinen konkreten Grund. Es ist einfach das Gefühl, das mich so handeln lässt. Dieses Drängen aus dem Bauch hervor. Sie verstehen?“

„Natürlich, ich verstehe das.“

„Deshalb wollte ich Sie fragen, Sir, um was es genau geht. Johns Erklärungen mir gegenüber waren recht vage. Deshalb bedrückt mich das schon.“

„Hm.“

„Was wissen Sie, Sir?“

Sir James räusperte sich. „Es geht ja weniger um mich, als um Father Ignatius. Er hat John angerufen. Er hat ihn auf die Spur gebracht, die sehr vage ist.“

„Aber Sie wissen Bescheid?“

„Bestimmt nicht mehr als Sie, Suko. John ist zu diesem Rest House gefahren, das früher mal ein Kloster war. Heute dient es als Altersheim für alt gewordene Priester. So lautet die offizielle Lesart. Was Father

Ignatius allerdings herausgefunden hat und ob es einen konkreten Grund dafür gab, das weiß ich auch nicht. Er hatte nur einen Verdacht, dass es in diesem besagten Rest House nicht mit rechten Dingen zugeht. Konkret ist er auch John gegenüber nicht geworden, das hätte ich sonst gewusst. Sie wissen, dass wir uns gegenseitig informieren. Leider kann ich Ihnen da nicht weiterhelfen.“ Sir James atmete einmal heftig ein. „Haben Sie denn etwas Neues oder Konkretes herausgefunden?“

„Nein, Sir, das ist es ja. Es gibt keinen offiziellen Grund bei mir. Nur dieses verfluchte Gefühl. Sie können auch von einem Dr. Spuck sprechen, wenn Sie so wollen. Es sind diese innere Unruhe und die Vorwürfe, etwas falsch gemacht zu haben.“

„Ja, das verstehe ich schon. Nur sehe ich für mich keinen Anlass, so zu denken.“

„Dann bedanke ich mich bei Ihnen, Sir.“

„Suko?“

Der Inspektor horchte bei dem scharfen Ruf auf. „Sir?“

„Ist es tatsächlich nur ihr Gefühl gewesen? Oder gibt es da noch etwas anderes?“

„Bisher nur mein Gefühl. Und ich hoffe, dass es dabei auch bleibt, Sir.“

„Haben Sie mit John telefonisch gesprochen?“

„Die Verbindung kam nicht zu Stande.“

„Damit bleiben Ihre, Gefühle. Sie möchten ihm nachfahren?“

Diesmal konnte Suko das leise Lachen nicht unterdrücken.

„Eigentlich schon, Sir, aber einen konkreten Grund sehe ich noch nicht. Sollte sich da etwas ändern, sieht die Sache schon anders aus.“

„Gut, dann warten wir ab.“

„Das denke ich auch.“

„Nun, was sagst du?“, fragte Shao und schaute ihren Partner lächelnd an.

„Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll“, erwiderte Suko. Er betrachtete seine Fingernägel. „Es liegt alles noch in der Schwebe, doch wenn du mich nach meinem Gefühl fragst, meine Sorge ist nicht geringer geworden. Dabei bin ich kein Medium.“ Er ballte die rechte Hand zur Faust. „Aber, verdammt noch mal, es geht nicht anders.“

Shao streichelte über Sukos Haar.

„Ich sehe schon, dass es wieder eine lange, unruhige und auch harte Nacht für uns beide wird.“

„Die du vor dem Computer verbringst.“

„Nur so lange du nicht schlafen kannst.“

Er winkte ab. „Mach dir da mal keine Sorgen um mich. Das werden wir schon regeln. Aber mir fällt auch ein, dass wir noch nichts gegessen haben heute Abend.“

„Glaubst du denn, dass ich Hunger habe?“

„Eine Kleinigkeit wirst du...“

Das Klingeln des Telefons unterbrach Shao mitten im Satz.

Suko blieb noch für einen Moment sitzen. Er drehte den Kopf, starrte den Apparat an und flüsterte: „Dieser Anruf hat etwas mit John zu tun. Das spüre ich genau.“

„Dann heb ab.“

Wenig später hielt Suko den Hörer in der Hand und an sein Ohr gedrückt. Er hatte den Lautsprecher eingeschaltet, damit Suko mithören konnte. So waren beide überrascht, als sie plötzlich die Stimme eines Mannes vernahmen, mit dessen Anruf sie wirklich nicht gerechnet hatten.

„Abbe Bloch!“, rief Suko. „Das ist aber eine Überraschung, damit habe ich wirklich nicht gerechnet.“

„Ich hoffe, dass ich nicht störe.“

„Nein, auf keinen Fall, Abbe. Was gibt es denn so Dringendes?“

„Darüber habe ich eigentlich mit John Sinclair sprechen wollen. Aber ich konnte ihn nicht erreichen.“

„Er ist auch unterwegs.“

„Das ist Pech.“

„Aber ich bin da. Kann ich dir helfen?“

„Mal schauen.“ Er hörte das leise Lachen des Templers. „Du und John, ihr seid ja so etwas wie Zwillinge. Da weiß die eine Hand immer genau, was die andere tut.“

„Und was ist nun der Grund deines Anrufs?“

„Nun ja...“, der Abbe zögerte noch. „Ich habe etwas erlebt, das nicht so leicht zu verkraften ist. Vorweg gesagt: Es ist noch nichts passiert, nehme ich jedenfalls an. Aber der Würfel hat mir eine Warnung geschickt, die ich einfach nicht übersehen kann.“

„Hat diese Warnung etwas mit John zu tun?“

„Nein, Suko, bisher nicht. Es ist von mir auch nur ein Voraussehen, weil ich das Gefühl habe, dass die andere Seite stark aufrüstet und etwas Grauenhaftes auf uns zukommt. Ich werde dir jetzt berichten, was Godwin de Salier und mir widerfahren ist. Ich finde dafür keine Erklärung...“

In den folgenden Minuten hörten Shao und Suko gespannt zu.

Sie kannten den Abbe. Er war alles andere als ein Schaumschläger. Der wusste genau, wann die Hütte glühte oder brannte. Dass ihn das Ereignis stark mitgenommen hatte, entnahmen sie seiner Stimme, die doch immer wieder belegt klang. Zwischendurch legte er kurze Sprechpausen ein, um sich zu erholen. Er gab haargenau das bekannt, was ihm in der Kathedrale der Angst widerfahren war, und Shao, die sich nicht bewegte, bekam eine Gänsehaut. Auch Suko blieb von diesem

Bericht nicht unbeeindruckt. Er hörte schweigend zu, und sein Mund bildete dabei einen Strich.

Schließlich war Bloch mit seinem Bericht am Ende. Mit leiser Stimme sagte er: „So, jetzt weißt du alles. Ich glaube nicht, dass es nur uns Templern betrifft. Das ist auch etwas, was dich und John angeht. Oder bist du anderer Ansicht?“

„Auf keinen Fall.“

„Das lässt mich schon hoffen.“

Suko stellte seine nächste Frage: „Aber du hast noch keine Lösung oder den Ansatz einer solchen gefunden?“

„Nein, leider nicht. Ich stehe noch immer unter dem Eindruck des Erlebten. Zudem hat der Würfel völlig anders reagiert, und ich werde dir jetzt noch etwas sagen, Suko.“

„Hast du dir die größte Überraschung zum Schluss aufbewahrt?“

„So ähnlich. Nur musst du dich auf eine recht böse Überraschung gefasst machen.“

„Ich bin gespannt.“

Der Abbe räusperte sich. „Ich habe dir doch von dieser Gestalt erzählt, die in dem blauen Licht erschienen ist?“

„Ja.“

„Ich habe sie erkannt!“

Suko schloss für einen Moment die Augen und fragte mit leiser Stimme: „Du hast sie wirklich erkannt?“

„Ja.“

„Nichts gegen dich, Abbe, aber deine Stimme hörte sich nicht eben positiv an.“

„Das kann auch nicht sein, Suko. Denn diese Unperson, die ich da gesehen habe, war kein Geringerer als Vincent van Akkeren...“

Die Nachricht hatte gegessen. Beinahe wäre Suko der Hörer aus der Hand gefallen. Im letzten Moment klammerte er ihn fest.

„Verstanden Suko?“

„Ja, Abbe, ich habe ihn leider verstanden.“

„Dann warte ich auf deinen Kommentar.“

Suko ließ ihn warten, weil er erst seine Gedanken sortieren musste. Diese Botschaft hatte ihn wie ein Faustschlag getroffen, und seine Antwort kleidete er in eine Frage.

„Ist van Akkeren nicht vernichtet?“

Er hörte Blochs leises Lachen. „Das habe ich auch gedacht. Nur stimmt es wohl nicht. Wir haben lange nichts mehr von ihm gehört. Er ist wohl nicht tot. Er ist zur Hölle gefahren, und so etwas muss bei ihm nicht gerade den Tod bedeuten. Er verschwand damals, aber du darfst nie vergessen, unter welch einem Schutz er sich befand. Es war der Schutz des Baphomet.“

„Daran erinnere ich mich. Ich hatte ihn damals mit zwei Silberkugel angeschossen, aber zusammen mit der Baphomet-Statue gelang es ihm, in die Hölle zu flüchten.“

„Und nun ist er wieder da!“

Suko überlegte. „Ist er wirklich da? Oder nimmst du das nur an?“

„Darauf kann ich dir beim besten Willen keine Antwort geben. Ich hoffe nicht, dass er schon gekommen ist. Noch gehe ich davon aus, dass er sich auf dem Weg befindet.“

„Und wir müssen ihn stoppen - oder?“

„Nein und ja. Hoffentlich...“

Suko schüttelte den Kopf. Er war über die Antwort des Abbe schon überrascht. „Bitte, ich habe dich nicht so recht begriffen. Was meinst du genau?“

„Ja, wir müssen ihn stoppen. Aber ich weiß nicht, ob ich dazu in der Lage bin.“

„Das ist...“

„Bitte, Suko, ich habe selten so negativ gesprochen. Aber wenn du das Bild gesehen hättest, würdest du auch anders darüber denken, glaube es mir.“

„Das denke ich auch. Aber auf dem Bild war noch eine andere Person, wenn ich mich richtig erinnere. Eine gefesselte Frau. Oder habe ich mich getäuscht?“

„Nein, sie war vorhanden.“

„Kanntest du sie?“

„Nein!“

„Dann siehst du sie als ein Opfer für Baphomet oder auch van Akkeren an?“

„Man kann es nicht anders sehen, Suko.“

„Gut, dann weiß ich Bescheid.“

„Und du wirst hoffentlich John Bescheid geben.“

„Wenn das so einfach wäre...“ Suko berichtete, dass sein Freund unterwegs war, und zwar im direkten Auftrag von Father Ignatius. Er sprach auch davon, wie wenig konkret der Auftrag war, und der Abbe flüsterte in seine Worte hinein.

„Dann muss er so rasch wie möglich zurückkommen. Es kann auch sein, dass er zu uns ins Kloster muss, denn ich habe das Bild in der Kathedrale der Angst gesehen.“

„Was nicht bedeuten muss, dass er sich auch unbedingt nur dort aufhält. Für mich ist es eine magische Projektion, die sich überall zeigen kann. Oder wie siehst du es?“

„Ähnlich.“

„Aber du sagst Bescheid, wenn sich etwas Neues ergibt.“

„Natürlich, Suko. Halte du ebenfalls die Augen offen. Gute Nacht

dann.“

„Okay. Und mach dir nicht zu große Sorgen.“

„Das sagst du. Noch ein letztes Wort. Wenn es van Akkeren tatsächlich gelingt, wieder aus der Hölle zurückzukehren, dann müssen wir uns mehr als warm anziehen, das kann ich dir schwören.“

Mehr sagte der Abbe nicht. Als die Verbindung gekappt war und Suko sich umdrehte, da fiel Shao auf, dass er bleich geworden war. Sie hatte alles mitbekommen, blies ihre Wangen auf und wischte über die Stirn.

„Gut hat sich das alles nicht angehört, Suko. Was können wir tun?“

„Nichts. Nicht mal einen Ansatz, so Leid es mir tut.“ Er hob die Schultern. „Ich bin überfragt wie selten.“

„Und John kann auch nichts unternehmen.“

„Leider.“

„Also warten und hoffen, dass sich der Abbe und der Würfel geirrt haben.“

„Glaubst du das?“

Shao schüttelte nur den Kopf...

Ich wurde wach, aber es war kein normales Erwachen. Ich dachte dabei nicht daran, dass es mir recht dreckig ging und ich mich wie erschlagen fühlte, als ich die Augen aufschlug. Da war nichts zu sehen. Nicht über mir und auch nicht neben mir, als ich mich mühsam zur Seite wälzte und dabei über einen rauen Steinboden tastete.

Etwas war zumindest positiv - ich lebte noch! Es tat gut zu wissen, auch wenn mir die innere große Freude fehlte, aber es gab mich, und ich würde auch dafür sorgen, dass es so blieb.

In der ersten Zeit nach dem Erwachen tat ich nichts. Ich lag einfach nur still da und dachte darüber nach, wie ich in diese verdammte Lage hineingeraten war.

Es war für Rosetti ganz einfach gewesen. Er hatte mich reingelegt wie einen Anfänger.

Allerdings gab es für mich selbst eine Entschuldigung. Dieser Rosetti hatte mich so empfangen wie jemand, dem ich bekannt war. Und er hatte von Father Ignatius gesprochen. Dass er auf der anderen Seite stand, damit hatte ich nicht rechnen können.

Wer war er? Ein Abtrünniger, der einen bestimmten Plan verfolgte. Dass er mit Ignatius bekannt war, ließ darauf schließen, dass auch mein alter Freund von ihm hinters Licht geführt worden war.

Es sah also nicht besonders gut aus, und ich wusste bis zu diesem Zeitpunkt auch nicht, um was es eigentlich ging.

Um meine Person machte ich mir nicht mal besonders viele Sorgen. Es gab da Lilian Sardis, deren Schicksal mich mehr bedrückte. Ich bezweifelte, dass es ihr gelungen war zu entkommen, denn sie war

durch den verdammten Wein noch vor mir ausgeschaltet worden. Auch sie musste man weggeschafft haben.

Wohin? Ich hoffte, dass wir zusammen in einem Gefängnis lagen. Um es herauszufinden, tastete ich in die verschiedenen Richtungen, aber die Hände tappten nur gegen das kalte Gestein, einen Körper bekam ich nicht zu fassen.

Ich rollte mich zur Seite.

Das war nicht gut, denn plötzlich passierte etwas in meinem Kopf, und ich hatte das Gefühl, um einige Meter weiter zu rollen. Das lag einzig und allein an dem Schwindel, der mich erwischt hatte, und der so rasch auch nicht verschwand.

Ich blieb erst mal liegen. Nach einer Weile hörte das Schaukeln in meinem Kopf auf.

In meiner Umgebung hörte ich nichts. Ich merkte nur die klamme Kälte, die auf meiner Haut lag. Daraus folgerte ich, dass man mich in einen Keller gesteckt hatte.

Keller gab es bestimmt in diesem Rest House. Und wie sie gebaut waren, konnte ich eine Befreiung vergessen.

Ebenso wie mein Kreuz und auch die Beretta. Genau das ärgerte mich am meisten. Wie einem harmlosen Kind die Spielsachen, so hatte man mir die Waffen abgenommen. Jetzt befanden sie sich im Besitz dieses verdammten Verräters Carlo Rosetti.

Auf dem Rücken liegen bleiben, tief durchatmen. Wieder zu sich selbst finden.

Das alles hämmerte ich mir ein. Es trug auch dazu bei, dass ich mich schneller wieder erholen würde. Ich war auch froh, dass ich nicht niedergeschlagen worden war. In meinem Kopf gab es keine Schmerzen, sondern nur ein Gefühl, als hätte ich die vergangene Nacht so richtig durchgezechet.

Bis auf meine eigenen Geräusche war es in der unmittelbaren Umgebung still.

Ich konnte wirklich nicht sagen, dass ich die Stille genoss, aber sie war besser, als irgendwelche verdammten Feinde in der Nähe zu wissen, die mir ans Leben wollten.

Schlagartig veränderte sich die Lage. Ich hörte etwas! Lachen! Aber was für ein Lachen. So grell, so triumphierend, so schrecklich, scharf, peitschend und hallend zugleich. Da kam wirklich einiges zusammen.

Das störte mich nicht mal so sehr. Etwas anderes war viel überraschender.

Das Lachen stammte von einer Frau!

Ende des ersten Teils